Novellen

von

Robert Weber.

Dritter Theil.

Robert Weber's

Sämmtliche Schriften.

Sechster Band.

Basel.

Robert Weber's Selbstverlag.

1883.

Novellen

von

Robert Weber.

Zweite, durchgesehene Auflage.

Dritter Theil.

Basel.

Robert Weber's Selbstverlag.

1883.

Vereinsbuchdruckerei in Basel.

Inhalt.

Der Tag von Uster.

Historische Erzählung.

Erstes Kapitel.

Ein klarer Herbstmorgen lag über dem Land, als der Ankerwirth Kaspar Fischer von Greifensee mit einem kleinen Fuhrwerk in Begleit seines sechszehnjährigen Buben von Zürich her die Höhe von Wytikon zu gewinnen strebte. In dem Wägelchen lagen anscheinend nur einige Wellen Heu und Stroh; dennoch keuchte das Roß und machte hier und da aus eigenem Gutdünken Halt, wenn ihm der Rastort allzuweit hinausgerückt wurde. „Hü, Choli", mahnte dann der Junge und warf dabei jedes Mal einen fragenden Blick auf die neue Kutscherpeitsche, mit welcher der Vater die ganze Zeit wie in Gedanken vor sich hin leicht in die Luft hinauszwickte. Das dünkte dem rothbackigen Burschen, der seine Ungeduld kaum bemeistern konnte, ganz und gar nicht am Platze zu sein.

Warum, dachte er, soll der Choli, das beste Zugthier vom letzten Einsiedlerjahrmarkt, nicht durch ein paar kräftige Hiebe aus seinem trägen Dusel geweckt werden? Erwartet man uns nicht in Greifensee schon seit zwei

Stunden zurück? Werden nicht der Oberamtsschreiber und der Ehegaumer nach allen Ecken aussehen und alle Schuld auf uns werfen, wenn den Schützen und der jungen Mannschaft der Ehrentrunk ausbleibt, den sie sich durch Böllerschüsse und soldatische Parade vor dem Schlosse zu verdienen im Sinne hatten? Vor Allen aber die Mutter! Wenn die heute zehn Hände hätte, so müßte sie doch überall zu kurz kommen! Hat sie mir nicht noch insbesondere aufgetragen, ja den Vater anzutreiben, wenn er unterwegs sich säumen sollte? —

Der Ankerwirth, der sonst dergleichen Erinnerungen nicht nöthig hatte, schien die Gedanken seines Sohnes zu errathen, denn er sagte halb verstimmt: „Laß mir den Choli nur verschnaufen, Ruedi, wir kommen immer noch früh genug. Halt", fuhr er dann mit einem Seitenblick in das Wägelchen fort, „da sind mir die vier eisernen Katzen, die man mir so ungerne abließ und unter Heu und Stroh versteckte, als ob sie heute noch Junge werfen könnten, ganz nach hinten gerutscht. Hilf mir sie wieder in's Gleichgewicht bringen. Ja, ja, glaub's wohl, die haben dem Choli warm gemacht! Sieh, Ruedi, auch ein Thier soll man nicht ohne Noth schlagen, wenn es willig und nicht störrig ist."

Die letztern Worte sagte der Ankerwirth in einem fast weichen Tone, den Ruedi am Vater nur selten bemerkt hatte. Offenbar war Fischer in einer absonderlichen Laune, denn als sie die Mörser aus dem Zeughaus wieder anders gebettet, und ihn jetzt der gutmüthige Ruedi

durch einige Fragen zu zerstreuen versuchte, blieb der Ankerwirth gegen seine Gewohnheit stumm, oder antwortete so abgebrochen und räthselhaft, daß der Bube nicht wußte, woran er war. Einmal murmelte der Alte zwischen den Zähnen: „Man merkt wohl, daß die Stäfnerunruhen noch nicht vergessen sind und der Bockenkrieg noch immer zu denken gibt. Nun sage mir aber Einer, ob vier Mörser, auf einem Kalberwägeli in's Bauernland hinausgeführt, einen solchen Argwohn rechtfertigen!" —

Schweigsam schritten dann Beide wieder hinter dem Fuhrwerke her, das soeben an einer Stelle angekommen war, wo die Straße sich herumbiegt und auf einer Vorhalde einen kecken Sprung gegen das Thal zu nimmt. Hier lüftete der Ankerwirth seinen untersten Westenknopf und langte aus der in die Hosen eingenähten Uhrtasche seine silberne Uhr hervor, eine jener unverwüstlichen Zwiebelgestalten, die selbst das Landvolk heut zu Tage nicht ohne ein verächtliches Lächeln in die Hand nimmt. Die ältere Zeit liebte das Volle, Markige, einen gesunden Magen Verrathende auch an den Uhren; jetzt erstreckt sich die Plattheit sogar bis auf die Stundenmesser, mit dem allerdings zureichenden Grund ihrer größern Bequemlichkeit und Brauchbarkeit in der Welt, in der es leider dem armen Menschengeschlechte selber je länger je enger wird. Item, der Ankerwirth nahm seine Uhr aus der Tasche, als die Höhe beinahe erreicht war, machte ein bedächtiges Gesicht, als ob er sagen wollte, der Choli hat sich doch noch brav gehalten, und sagte dann zu Ruedi,

der eben einen Stein unter das Rad legte, um das Zurückgehen zu verhindern: „Nun, Ruedi, sieh' einmal da ein wenig in's Land hinaus! Eben läutet es Mittag; es stimmt gar eigen, bei ruhiger, sonnenheller Luft die Glocken von beiden Ufern her so ineinander tönen zu hören. Wir haben noch Zeit; der neue Oberamtmann wird über Uster fahren und erst um zwei Uhr im Schloß Einzug halten."

Fischer war nicht gerade ein gefühlsweicher Mann. Sein eigenstes Wesen war ein klarer, praktischer Verstand, verbunden mit einer großen Rührigkeit im Betriebe seines Geschäftes. Dabei besaß er in Etwas allerdings auch das alte Erbtheil der Bauersame, die Verschlagenheit, die sich dumm stellt und dabei manchmal besser fährt als die Offenheit. Dennoch hatte er das Herz auf dem rechten Fleck, und wenn er nicht auf der Hut zu sein oder sich zu verstellen brauchte, so war ihm zeitweise selbst eine gerührte Stimmung nicht fremd. Ein solcher Augenblick schien jetzt gekommen. Er hatte der Stadt mit bitterm Unmuth den Rücken gekehrt. Es mußte ihm etwas über die Seele gekrochen sein, das eine giftige Spur in derselben zurückgelassen. Er suchte diese zu verwischen, aber es wollte ihm nicht gelingen, bis die reinere Luft der Berghöhe und der freie Blick auf die im bunten Herbstkleid prunkende Landschaft den trüben Nebel in seinem Herzen zerreißen halfen. Hatte er doch vorhin das Wort „Oberamtmann" fast ohne Bitterkeit auf die Zunge genommen, und doch pflegte er unter den Seinigen und zu ganz

Vertrauten stets den unheimlichen ältern Ausdruck „Landvogt“ zu gebrauchen. Warum, werden wir später erfahren. Jetzt ruhte sein Auge offen und ohne Bitterkeit eine Zeit lang auf der reizenden Gegend, die sich von diesem Standort aus herrlich überschauen ließ.

Gerade gegenüber dehnten sich am jenseitigen Ufer die leicht bewaldeten Höhen der Albiskette aus. Die Sonne leuchtete noch immer mit einer wohlthuenden Wärme auf das in Roth und Gelb prangende Gehölz der langgestreckten Bergwand herein. Unten, am Fuße schöner Rebhügel, blitzten ihre Strahlen, flüssigem Silber gleich, aus dem See herauf, der wie ein breiter Strom von feuergetränktem himmelblauem Oel durch die Thalmulde sich erstreckte. In der Richtung von Südwest streifte der Blick über die moosbewachsenen Ruinen der Manegg, wo einst Rüdiger Manesse's Jagdzug fröhlich aus dem Schatten junger Buchen in's Thal gejauchzt, jetzt aber aus zerfallenen Trümmern nur noch ein Brünnlein hervorrinnt, der Nachwelt mit leisem Wort zu erzählen, daß der alten Eidgenossenschaft hier in gefährlicher Zeit ein Retter aufgeblüht, furchtlos und hochgesinnt, wie der Adler, der frei ob dem Gewühl der Menschen horstet, lauter und unverdorben wie die Quelle, die unaufhaltsam aus dem Gebirg in's Thal strömt.

Weiter nach rechts traten die Rippen des Uto und der gegen das Schwabenland zu auftauchenden Hügelreihen in jener wundersamen violetten, rothbraunen und eisengrauen Färbung auf, wie wir sie nur im Frühling

und Herbst beobachten, wenn das eintönige Grün der Wiesen und das Laubwerk noch zurück ist, oder schon stellenweise abzusterben beginnt, die Wälder sich lichten und die Bergmassen in bestimmterer Zeichnung hervortreten. Fischer hatte ein Auge für so Etwas, während hundert Andere mit stumpfem Sinn daran vorübergehen. Er sah das wunderbare Spiel von Licht und Schatten nicht ohne innere Bewegung; eine so duftige Wehmuth hatte jene herbstliche Schattirung der Natur der unendlichen Klarheit des Himmels beigemischt, daß ihm diese Berge, diese Tannen, diese Eichen recht eigentlich zu trauern schienen über die heimgegangenen freiheitsstolzen und biderben Geschlechter, denen sie einst in ihren Schluchten und Höhlen Zuflucht, in ihren Schatten Erquickung geboten!

Im Hintergrunde des zwischen dem Uetliberg und den Höngger- und Weinigerhügeln sich lang hindehnenden Thalgeländes glänzte die Limmat in lachenden Krümmungen herauf, während im Vordergrund das alte Zürich, den Rücken an den nördlichen Bergabhang gelehnt, stolz die grauen Mauern aus seinen grünen Schanzen erhob.

„Es ist doch ein schöner Fleck Erde, unser Zürichbiet“, sagte Fischer, plötzlich mit der Hand über die Stirne fahrend, als hätte der Glanz all der Nähen und Fernen ihn geblendet.

„Vater“, warf Ruedi zwischen hinein, „was ist das für ein weißes Schloß dort oben, siehst Du, da wo jene

wei Waidlinge eben die Segel aufziehen? Es liegt gegen die Mitte des Berges zu und schaut von einem Vorsprung wie eine Festung in's Land heraus."

„Das ist Bocken, Ruedi", erwiderte Fischer, sichtlich ob dieser Frage zum Gespräch aufgemuntert. Dort stand vor fünfundzwanzig Jahren der Horgener Willi wie ein Held mit seiner Schaar und trieb die Truppen der Stadt zurück. Aber bald wußte die Schlauheit das Volk, das sich zornig die Hände gereicht, einzuschüchtern und zu trennen. Sieh', Ruedi, dort in den finstern Verbrecherthurm, in den Wellenberg, der wie ein schwarzer Käfer an einer blauen Blume liegt, wurden die Urheber des sogenannten „Bockenkrieges" geworfen, als es sich darum gehandelt hatte, die alten Rechte und die durch die Revolution erworbenen Freiheiten der gedrückten Landschaft von der Stadt zurückzufordern. In dem nämlichen Kerker, worin einst Bürgermeister Waldmann gelegen, worin der unglückliche Pfarrer Waser glühende Thränen vergoß über die zur gemeinen Rachsucht gewordene öffentliche Gerechtigkeitspflege, hörten auch Willi und Schneebeli dumpf die Wellen vorüberrauschen, ehe ihnen der Henker das Haupt vom Rumpfe schlug; dort litt der edle Häberling, ehe er laut Spruch und Urtheil durch's Herz geschossen ward; dort schmachteten Kleinert und Hunderte seiner Genossen, ehe ihr Loos entschieden war und sie hingerichtet, in Bande gelegt, des Landes verjagt, oder auf's Härteste an Geld und Gut gebüßt wurden!"

„O Gott“, sagte Ruedi, „gab es denn kein Mittel, die Unglücklichen zu retten?“

„Keines!“ erwiderte der Ankerwirth. „Sie waren eines bessern Looses werth, die braven Männer, die von der Freiheit nicht nur neblig geträumt, sondern Leib und Leben, Gut und Blut, Weib und Kind daran gesetzt hatten! Aber man darf es nur heimlich sagen, damit auch nicht einmal der Vogel der Luft es erfahre und es den Gewalthabern anzeige. Doch, die Zeit wird und muß kommen, wo das vergossene Blut um Rache zum Himmel schreit, und bis dahin bleibt uns nur Eines: Auf der Hut zu sein und zu schweigen!“

Mit den letzten Worten trat der Ankerwirth zu seinem Fuhrwerk zurück. Der Choli schien ordentlich ausgeruht zu haben, denn er fing von selbst an zu ziehen. Ruedi, seine Eile vergessend, wäre gerne noch länger stille gestanden, um den Vater weiter erzählen zu hören. Der aber begnügte sich, als sie die Höhe erreicht hatten und jenseits des Berges unter heftigem Gepolter der umhergerüttelten Mörser sausend der Thalfläche zusprengten, ablenkend zu sagen: „Ein ander Mal, Ruedi, jetzt paßt eine solche Unterhaltung weder für Dich, noch für mich; wir müssen heute noch Beide die Hände gehörig in den Teig stoßen. Dazu muß man den Kopf am rechten Ort haben; das Denken und das Brüten nützt nichts.“ Damit war das Gespräch abgeschnitten. Nach einer kurzen Strecke fing aber der Ankerwirth von Neuem an, trotzdem der Staub unter den Rädern aufwirbelte und das Rütteln und

Schütteln des Wagens ein Getöse verursachte, daß man kaum die eigenen Worte verstand. „Nur Eines“, sagte er, „möchte ich Dir gerade heut auf die Seele binden, Ruedi. Du trittst jetzt aus den Bubenschuhen heraus, — sei vorsichtig und halte Deine Zunge im Zaum. Was man den Kindern verzeiht, die Offenheit und Freimüthigkeit der Rede, das rechnet man nicht selten den Erwachsenen zum Verbrechen an. Ich warne Dich. Du hast einen gesunden Verstand, brauch' ihn; aber sei auf der Hut und schweig' eher, als daß Du redest. Gut reden ist Silber; zu rechter Zeit schweigen ist Gold.“

Ruedi machte große Augen, als der Vater sich also vernehmen ließ. Noch nie hatte er so zu ihm gesprochen, und als es jetzt so abgebrochen und geheimnißvoll geschah und so sonderbar durch einige geschichtliche Erinnerungen eingeleitet, da begann sich in Ruedi's Seele Etwas zu regen, worüber er sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermochte. Es war ihm zu Muth wie in den Tagen, wenn der stürmende Föhn die Schneemassen zu Berg und Thal wegschmilzt, der Saft in Baum und Strauch zu drücken anfängt, da und dort schon ein Blümlein hervorguckt aus dem schmutzig falben Rasen, und das Menschenherz nicht weiß, was mit ihm werden will, wenn es auf der Wegscheide des Winters und des erwachenden Lenzes steht. Ruedi fühlte die Wahrheit in den Worten des Vaters; seine Knabenjahre waren hinter ihm, er sah sie hinabgeschwunden wie eine Reihe von lieblichen Träumen, wie eine Kette voll heiterer Erzählungen, an Winter-

abenden zum Ergötzen der Kinderwelt im engen Kreise vorgebracht. Aber vor ihm lag noch dunkel und in unbestimmten Umrissen, was mit ihm werden sollte. Darum erfüllte ihn bei den kuriosen Reden Fischer's ein halbes Bangen; zugleich aber zog auch ein verstärktes Muthgefühl in sein Herz ein, das ihn nach und nach in die goldenen Träume einer schönen Zukunft einwiegte.

Mittlerweile waren die Beiden in Greifensee angelangt. Der Ankerwirth stieg vor seinem Haus ab, wo sich ein Trupp ängstlich und ungeduldig harrender Jünglinge und Männer in militärischem Aufzug gelagert hatte. Er überließ es seinem Sohn, mit diesen vor die Schloßhalde zu fahren, dort die sehnlich erwarteten Mörser abzugeben und die ungestümen und halb vorwurfsvollen Fragen wegen des späten Eintreffens so gut als möglich zu beantworten, da er selbst keine Lust hatte, die wahren Gründe anzugeben.

Zweites Kapitel.

In dem kleinen Landstädtchen Greifensee regte sich heute ein ungewöhnliches Leben. Alt und Jung war auf die Matte vor das Thor hinausgeströmt, wo die waffenfähige Jugend des Ortes sich sammelte, um zu würdigem Empfang des neuen Oberamtmanns möglichst glanzvoll Parade zu machen. In einer Zeit, wo Zurückhaltung, ängstliche Furcht und kriechende Schmeichelei gegen Oben, weit mehr als jetzt, die öffentliche Stimmung beherrschte, war der Einzug eines Oberamtmanns in seinen Amtsbezirk kein gleichgültiges Ereigniß; Jeder hoffte und Mancher fürchtete. Hatte doch der ziemlich unumschränkte Stellvertreter der Landeshoheit von dem Augenblick an, wo er das Herrschaftsschloß betrat, bis zur letzten Minute, wo er es verließ, als ein kleiner Selbstherrscher so vielfach über Freiheit und Glück seiner Untergebenen zu verfügen, daß das Bestreben, gleich Anfangs sich seines Wohlgefallens zu versichern, seine guten und bösen Seiten ausfindig zu machen und darnach für die Zukunft sich einzurichten, nicht blos als eine Pflicht des Gehorsams, sondern auch als eine Sorge der Klugheit erschien.

So war denn heute, was Waffen tragen konnte, in ziemlich buntscheckiger Montur ausgerückt, um den hochzuverehrenden, wohlgestrengen Herrn Oberamtmann zu empfangen. Die verwaschenen blauen Unaussprechlichen mit dem obligaten Latz, hie und da von einem untersetzten Vater einem hochaufgeschossenen Burschen vererbt, dem sie in lächerlicher Kürze um die Beine schlotterten, prangten in allen Farbenschattirungen, vom tiefsten Ultramarin des Frühlingshimmels bis zu den regengrauen Tinten eines nassen Sommers; nicht minder thaten dies die ehrwürdigen Schwalbenschwänze, die durch jenen bekannten, kecken, geradlinigen Schnitt nach hinten, schon von den obern Rippen an, der Soldatenbrust das wenig martialische Aussehen eines eingedrückten Heuschreckenrumpfes verliehen. Auch die Bewaffnung dieses soldatischen Hansens war der Art, daß sie manchem der müßigen Gaffer ein heiteres Lachen und wohl auch einen derben Witz abnöthigte. Doch wollte heut ein verschossener Ladstock, oder eine verrostete Zündpfanne, oder ein halbabgesprungener Hahn, oder eine mangelnde Patrontasche, vielleicht absichtlich zurückgelassen, um den „Trüllmeister“ zu ärgern, wenn die Kameraden lachten, nichts bedeuten; es war am Ende, bei allem Respekt, den man pflichtschuldigst in die Begrüßungsszene legen mußte, keine Musterung, sondern ein halber Jux, und Mancher von denen, die eine große Leber, aber eine kleine Geduld hatten, wünschte, es möchte schon Alles vorüber und der Tisch im „Anker“ mit den erwarteten Batterien von

rothen Flaschen gedeckt sein; „das wäre eine schönere Matte“, meinte Einer, „da könnte man im Schatten fechten“, ein Anderer; „und mit den Rothen wollten sie schon fertig werden“, ein Dritter, „besonders wenn es noch lange gehe, bis der Oberamtmann anrücke, denn die Sonne brenne Einem doch auch gar zu heiß auf den Pelz.“ Von der letzten Behauptung mußte übrigens sofort Jeder überzeugt sein, der die ungeschlachten Tschako's in's Auge faßte, die, mit grünen oder weißen Schnüren verziert, in der Form von schweren umgestürzten Rührkübeln den Köpfen der zürcherischen Milizen symbolisch eine Ahnung von der Pflicht eines ächten Bürgers geben sollten, wonach man dem unausweichlichen Drucke von Oben in soldatischer Unterordnung sich zu fügen hatte.

An der weiten Einfahrt zu dem anmuthig gelegenen Schlosse waren die Mörser aufgepflanzt; längst brannten die Luntenstricke, um den donnernden Gruß in die Ferne zu senden, sobald das verabredete Zeichen, ein Pistolenschuß von der Seite, wo der Staatswagen anrücken mußte, gehört würde. Dieses Signal ließ etwas lange auf sich warten und sollte von Ruedi gegeben werden, der es sich nicht hatte nehmen lassen, in Begleitung des Försters im nahen Wäldchen zu rekognosziren. Endlich — paff — ging ein Schuß los, und als Antwort darauf krachten die Böller in kurzen, erwartungsvollen Zwischenräumen. Das Volk streckte neugierig die Hälse, die Vorsteherschaft bis auf den Nachtwächter setzte sich in Positur, der Untervogt wurde sichtlich bleich ob der vergessenen Rede, die

ihm der erste Böllerschuß rein aus dem Gehirn herausgefegt, der hagere Amtsschreiber rieb sich die Hände, nahm dann noch geschwind eine Prise Spaniol und hielt eben auch dem Untervogt zur Stärkung die Dose hin, als ganz nahe eine Staubwolke aufwirbelte und das Rollen der Räder das Herannahen des feierlichen Augenblicks verkündigte. Bald war der Staatswagen mit dem in die Farben von Zürich gekleideten Amtsweibel in Sicht, und unter dem Jubel der Jugend und den ehrerbietigen Begrüßungen der Alten hielt der Oberamtmann vor dem geöffneten Thor seiner Amtswohnung.

Aller Blicke waren auf den neuen Herrn gerichtet, als er jetzt im Schloßhof ausstieg. Die Meisten erwarteten ein mehr oder minder gestrenges Aussehen desselben, und waren halbweg freudig überrascht, als sie eine ziemlich unbedeutende, wohlwollende Physiognomie vor sich sahen, von der man zweifeln konnte, ob sie mehr zum Herrschen oder zum Dienen geschaffen sei.

Während die empfangenden niedern Amtsleute sich vor dem Oberamtmann tief verbeugten, stieg diesem in hohem Spitzenkragen und mit langer, rauschender Schleppe eine imposante Gestalt aus dem Wagen nach, die vermöge ihres scharfen Blickes und ihrer majestätischen Haltung keinen Augenblick unentschieden ließ, auf wem hier das Regiment wenigstens im Hause beruhe. Ein blühendes Mädchen im Alter von ungefähr fünfzehn Jahren folgte der Mutter, die leicht aber kalt grüßend an der versammelten Menge vorüber die lange, steinerne Wendel-

treppe hinaufschritt und ohne das Weitere abzuwarten, die Räume des Schlosses betrat. Auf dem Gesichte der Frau Oberamtmännin lag es wie eine Wolke tiefer Mißstimmung, die auch den Herrn Gemahl ergriffen zu haben schien; denn auf die bombastische Anrede des Untervogtes erwiderte der neue Stellvertreter der Regierung ziemlich kurz, er sei kein Freund von langen Reden. Das Volk solle ihm vertrauen, er wolle dasselbe auch thun; dann könne mit Gottes Hülfe der Zweck seiner Sendung erreicht und das Wohl der seiner Gerichtsbarkeit untergebenen Landestheile gewahrt und gefördert werden.

Nach diesen lakonischen Worten, die mit der offenbar gesprächigen Freundlichkeit des Mannes in etwelchem Widerspruch standen, verschwand der neue Gebieter unter wiederholten Böllerschüssen und einem Vivat der anwesenden Menge, das der Gestrenge unter der zu beiden Seiten mit steinernen Löwen verzierten Pforte noch durch eine leichte Schwenkung des Hutes und ein huldvolles Lächeln verdankte, froh, der lästigen Ceremonie enthoben zu sein. —

Die Menge strömte jetzt hinüber zum Ankerwirth. Das sprang und stieß und drängte die schmale Treppe hinauf, als ob es gälte, neben Abraham, Isaak und Jakob zu Tische zu sitzen. Das Wirthshaus zum Anker war nicht umsonst in den Schatten des oberamtlichen Schlosses gestellt. Manches Bäuerlein, das durch den gestrengen Landvogt vorgeladen worden, nahm hier noch eine kleine Herzensstärkung, und wer, auf welchem Wege

immer, im Tempel der Gerechtigkeit ein Prozeßlein gewonnen, der ließ sich eine Halbe „Alten", oder wenn zufällig der Herr Oberamtschreiber herüberkam, auch einen Schoppen „bessern" oder „vom besten" nicht reuen. Den Vortheil dieser geeigneten Lage an der Schwelle des Amthauses wußten die bisherigen Ankerwirthe stets wohl zu würdigen. Die wenigsten zwar waren so schlimm, daß sie jedes Wörtchen, welches über den Landvogt oder den Oberamtsschreiber gesprochen wurde, brühwarm wieder in's Schloß hinübertrugen; doch hatten Manche es sehr gut verstanden, die Stimme des Volkes, von der in einem alten Buche steht, sie sei Gottes Stimme, zu den Ohren seiner Götter und Richter hinüber zu tragen, namentlich in bewegten Tagen, wie es deren seit einem halben Jahrhundert auch in diesen Gauen zur Genüge gegeben.

Der „Anker" war eine Domäne der Regierung; daher konnte und durfte der jeweilige Pächter desselben es mit dem Schloß nicht ganz verderben. Kaspar Fischer, der jetzige Pächter, wußte das; auch hatte man es ihm diesen Morgen in der Stadt nahe genug gelegt. Ein Mitglied des Kriegsrathes, bei dem er persönlich die Bewilligung für Verabfolgung der Mörser aus dem Zeughaus holen mußte, hatte ihn scharf auf's Korn genommen; denn nach einigen Fragen über seine Herkunft und Heimatgemeinde hatte sich herausgestellt, daß Fischer im Jahr 1804 beim Volksaufstand auf der Bocken sich betheiligt und der über ihn verhängten Strafe durch Flucht sich entzogen hatte. Fischer war erstaunt, Solches jetzt und

gerade bei dieser Gelegenheit hören zu müssen; noch mehr erstaunt aber war er, als man ihm Schwierigkeiten wegen der verlangten Geschützstücke machte und ihm erklärt wurde, er solle zuerst ein schriftliches Gesuch vom Gemeinderath bringen, dergleichen er aber ganz und gar nicht nöthig zu haben glaubte, weil der Oberamtsschreiber von Greifensee bei seiner gestrigen Anwesenheit in der Hauptstadt die ganze Angelegenheit hätte in Ordnung bringen sollen. Völlig erbittert aber wurde er, als man ihm deutlich zu verstehen gab, er solle dem neuen Oberamtmann gegenüber gute Nachbarschaft halten und wohl in Erwägung ziehen, daß der Anker eine Domäne der Regierung sei. Die Bewilligung zur Wegführung der Feuermörser konnte Fischer nur dadurch erhalten, daß er vom Verwalter der Domänenkasse ein schriftliches Zeugniß einholte, des Inhalts, er sei wirklich der jetzige Pächter der Regierungsdomäne zum Anker. Kein Wunder, daß der Mann auf dem Heimweg mit seinem Sohn so kuriose Reden führte. Zum ersten Mal, seit er den Anker gepachtet, ging er mit schwerem Herzen nach Hause. Er war überzeugt daß ihn Jemand allerhöchsten Ortes verzeigt und angeschwärzt habe, wahrscheinlicher Weise gar der Oberamtsschreiber, den er längst als eine durchtriebene und gefährliche Persönlichkeit sich vom Leibe gehalten; aber warum dieser Mensch eben jetzt gegen ihn auftrete, das konnte er nicht recht begreifen. Allerdings hatte Fischer sich bisher, wenigstens dem Anscheine nach, blutwenig um die herrschaftliche Nachbarschaft gekümmert; dafür

schenkte er seinen Wein aus, wie Gott und die Rebe ihn gaben, und war dabei dennoch nicht zu kurz gekommen. So wenig er den Spion und Zuträger unter dem alten Oberamtmann gemacht, so wenig gedachte er es unter dem neuen zu thun. Wenn Einer in seiner Wirthsstube schimpfte über die „Tyrannen" und „Geßler", und meinte „der Oberamtsschreiber, dem die Krähen die Augen aushacken sollten, daß er sein eigenes Gekritzel nicht mehr lesen könnte, sei auch so ein „Landenberger", der einem die Ochsen aus dem Stall und vom Pflug wegnehme", — wenn Einer so majestätisch mit seiner Zunge zu donnern und mit seinen Augen zu blitzen anfing, so wies ihm der unerschrockene Mann, wenn er ihn als einen Spieler, Tröler oder Schnapslumpen kannte, bald die Thüre; im andern Fall setzte er sich zu ihm, schenkte ihm wohl gar von seinem eigenen Wein ein, ließ sich die Gründe auseinanderlegen, welche eine solche Stimmung in ihm hervorgerufen, und erfuhr so während der sechs Jahre, die er in Greifensee zugebracht, Manches, das ihn nachdenklich machte. Ein Wirth aber, der in dieser Weise Herzen und Nieren mit gesundem Menschenverstande prüft, der nach und nach die große Kunst erlernt, Alles und Nichts zu hören, die Sprache zu gebrauchen, um die Gedanken zu verbergen, zu schweigen und zu reden zu seiner Zeit, ein solcher Wirth, bei dem aus allen Himmelsgegenden der Ferne, wie aus allen Winkeln der Nähe Jung und Alt ankehrt, wird in kurzer Zeit ein wichtiger, unter Umständen sogar gefährlicher Mann.

Fischer fühlte diese Wahrheit, und heimlich schmeichelte sie ihm nicht wenig; aber sie schien ihm doch nicht hinreichend, um das heute Erlebte zu erklären. Er meinte darin eine bestimmte Absicht erkennen zu sollen; er brütete darüber, ohne Etwas herauszubringen. Darum hatte er jetzt, als der Anker sich von oben bis unten mit hungrigen und durstigen Gästen füllte, einen schweren Stand. Von allen Tischen schien es ihm entgegen zu tönen: „der Anker ist eine Domäne der Regierung", und um so tiefer brannte dieser Gedanke in seine Seele hinein, da der jetzt beginnende Trunk nicht aus den Säcken der zahlreichen Gäste, sondern dem Oberamtmann zu Ehren aus dem Staatssäckel bezahlt wurde.

An den Tischen der jungen Bursche und des niedern Volkes ging es laut her, und da Fischer, bis der erste Hunger und Durst gestillt war, mit seinen Untergebenen vollauf zu thun hatte, so gelang es ihm doch ziemlich, im Lärm und im Gewühl der Gäste seine innere Stimmung zu verbergen. Er fand jetzt Gelegenheit, das Urtheil der Leute über den neuen Oberamtmann zu vernehmen; aber er hätte wirklich eben so viele Ohren haben müssen, wenn er der hundertzüngigen Fama, welche hier auf dem laut tosenden Meere der buntesten Unterhaltung posaunte, auch nur ein Bischen hätte gerecht werden wollen. Darum überließ er die untern Tische mehr seiner Frau und den Aufwärtern oder ließ sie auch ein wenig hämmern und rufen, indessen er sich eine Weile zu den „Hans oben im Dorf" setzte, die schon etwas bedächtiger und lang=

samer die Freude des Tages genossen. Der Oberamtsschreiber war glücklicher Weise im Schloß zu Tische geladen. Dennoch wollte es vor Messerklappern und Gläserklirren in dieser obern Region lange nicht zum rechten Herzensfluß kommen, bis der Ehegaumer vom Waldhof mit 's Untervogten auf langes Leben und gute Gesundheit „mit Respekt zu melden“ des Herrn Obervogts anstieß, worauf der Wächter, der diesmal auch, den gelben Amtsschild am zwilchenen Sonntagskittel, mit unter den „Herren“ saß, sich nicht enthalten konnte, in voller Weinseligkeit zu rufen: „J mein', en Bessere hämmer no nie g'ha!“ — Dieser unwillkürliche Herzenserguß löste plötzlich auch die Zunge der Uebrigen, so daß es jetzt Tisch auf, Tisch ab ertönte: „Es lebe unser neue Herr Oberamtmann!“ Als aber der Wächter durch den Erfolg seiner Jungfernrede ermuntert, jetzt noch beifügte: „Und die hochpreisliche Frau Oberamtmännin!“ indem er in der Linken sein Glas neuerdings erhob und mit der Rechten bei dem Worte „hochpreislich“ die Mütze vom Kopfe nahm und sie ziemlich pathetisch in die Luft schwenkte, da schien einigen der Wein im Halse stecken zu bleiben und erst wieder besser zu fließen, als ein willkommener Gesang von den untern Tischen her das Gekreisch des unbequemen Schwätzers und Augendieners in seinen hochrauschenden Wellen begrub.

Der Wein, der Erfreuer des kranken Herzens, löst selbst dem Sauertopf die Zunge. Das erfuhr man auch heute wieder. Fischer sparte den Wein nicht, und als

er jetzt die Reserve und dann gar den Landsturm in's Feld führte, da fingen auch der Leuenhans, zugenannt s'Dorfbnurli's, und der Tobelmüller, die beide nicht umsonst droschen und mahlten, an, einander ein wenig das Herz auszuschütten. „Kein leide Herr!“ sagte Jener, den letzten Knochen aus einer Schüssel benagend, und der Tobelmüller: „En schöne Herr!“ Dann redeten sie von ein paar Mastschweinen, die der Tobelmüller an's Futter nehmen wollte, und gingen hinaus, dieselben zu besehen. Das war ein Ereigniß, welches auch des Sigristen Bub Muth machte, so daß er eine kurze Zeit nachher sich vernehmen ließ: „E schöni Frau!“ worauf ihn aber sein Vater bald darauf Betzeit läuten hieß.

Von dem ersten Eindruck, den der Oberamtmann und seine Familie im Weitern auf seine Bauersame gemacht, war heute, außer dem, was wir bereits wissen, kein Sterbenswörtchen mehr zu hören. Nur an einem der letzten, schon sehr gelichteten Tische erzählte ein sonderbarer Mensch, genannt der graue Valentin, noch Geschichten von einem frühern Landvogt; derselbe habe die Leute beim Verhör im Spiegel beobachtet, die Spieler und Trunkenbolde in ihren Schlupfwinkeln aufgesucht und in Bauern- oder Bettlertracht mitten unter ihnen Platz genommen. Einst sei er in einer Pelzkappe auch so neben ihm gesessen und habe ihn, freilich unschuldig, des andern Tages in die Drille sperren lassen; aber der Landvogt habe ihn wegen ganz andern Dingen nicht leiden können und habe es ihm bei dieser Gelegenheit tüchtig eingetränkt.

Erst spät brachen die Letzten auf. Mit ihnen auch der Graue, der auf dem langen Heimweg in's Tobel, wo er ganz einsiedlerisch wohnte, einige Vergleichungen zwischen Einst und Jetzt anstellte, die nicht die angenehmsten Erinnerungen in ihm wach riefen. Der Landvogt L. war zwar in früherer Zeit aus politischen Gründen etwas summarisch und ohne Untersuchung gegen ihn verfahren; aber der graue Valentin hatte doch noch mehr Respekt vor Jenem und seinem goldbeschlagenen Stock, als vor dem „Schafsgesicht", wie er vor sich her murmelte, des jetzigen Oberamtmanns. Unter solchen Gedanken schlich Valentin seinen einsamen Waldweg fort und begann endlich, von der Gewalt des Weines zu höhern Sphären emporgetragen, mit schauerlich schöner Stimme, freilich ganz gegen seine Gewohnheit, dem Mond zuzusingen, der eben jetzt sein mattgelbes Licht aus einer Oeffnung des Gehölzes hervorgoß und die milde Herbstnacht mit wehmüthiger Dämmerung erfüllte.

Drittes Kapitel.

Der neue Oberamtmann von S**, oder wie die ältern Leute noch gerne sagten, der Herr Landvogt, kam, wie alle seine Vorgänger, aus der Stadt. Es war nicht seine Schuld, daß man noch keine „Statthalter" auf und von dem Lande kannte; in's Amthaus gehörte eben ein Oberamtmann, und wer zu den regimentsfähigen Bürgerfamilien zählte, rückte vermöge der Anciennetät oft unverhofft an einen solchen Posten vor. Der kleine Rath, in dessen Hände die Herrschaft gelegt war, sah damals eben so sehr auf gehörige Familien-Empfehlung einer Persönlichkeit, und daß sie sich nach oben und nach unten gut zu präsentiren wußte, als auf das Landesbedürfniß. Dabei hatte die Erfahrung, die Erbweisheit der alten Geschlechter, vielfache Belege zu dem Satz geliefert, daß bei einer Verwaltung, namentlich der ökonomischen, die Frau vom Hause eben so wichtig sei, als der Titel des Mannes, und die jetzige Frau Oberamtmännin von Greifensee fürchtete selbst die politisirenden Männer nicht. Oft hatte sie in ihrer Jugend im vollen Glanze der angebornen Schönheit und Würde die jungen Priester der Themis, die später an's Steuerruder des Staates

traten, von den lustig kreisenden Bechern weg in den Ballsaal gezogen und von ihnen den Zoll der Ehrfurcht in offenen und versteckten Huldigungen empfangen. Und wenn ja in Folge des ersten schöpferischen „Werde" ein „großes" und ein „kleines" Licht zusammen die Zeiten der Erde beherrschen, warum sollte nicht die Familie ihres Gemahls ihre unwidersprochene Berufung zum kleinen Herrschersitz in Greifensee einem ähnlichen himmlischen Einfluß verdanken, der die herrschsüchtige Frau in die Lage setzte, als Sonne zu glänzen, während ihr Gatte als treuer Mond ihr nachschlich? —

Karoline v. S**, die geborne Oberamtmännin, mußte eine gute Figur und ein Haus auch auf dem Lande machen, und er — nein, eine traurige Rolle konnte er bei seiner gutmüthigen Wohlbeleibtheit, seinen fashionabeln Manieren und seiner immerhin nicht zu verachtenden philologischen Schulbildung dort auch nicht spielen. Diese Ausstattung von Hause aus, wobei ein alter Name und ein respektables Vermögen die besten Zuthaten bildeten, hatten ihn auch der sonst eben nicht anspruchslosen Frau Gemahlin empfohlen, die in ächt weiblichem Takte und mit aristokratischem Selbstgefühl den Grundsatz bekannte: „Ambos oder Hammer sein"; wer wollte aber nicht lieber schlagen, als geschlagen werden? Und mit Blindheit geschlagen war Karoline v. S** in der That nicht. Sie war nicht blind gegen die Schwachheiten, aber auch nicht gegen die Vorzüge ihres Mannes, und bei Lichte betrachtet, mußte

ihr ihr Loos, wenn doch einmal nur im Ehestand des Weibes wahre Bestimmung sich erfüllt, keineswegs als ein verfehltes erscheinen.

Zwar der Oberamtssitz in Greifensee war nicht gerade die Erfüllung ihrer heißesten Wünsche. Frau Amtmännin in Zürich zu heißen, ohne deßwegen in die Einsamkeit des Landlebens ziehen zu müssen, hätte ihr eben so wohl gefallen. Aber da das Nützliche mit dem Angenehmen sich nicht immer verbinden läßt, mußte sie der Staatsraison sich fügen, und eine Rolle, und nicht die letzte, konnte man ja auch auf dem Lande spielen. „Lieber in Greifensee der Erste, als in Zürich der Zweite", hatte ihr Mann (mit dem großen Römer) am Tage seiner Berufung gesagt, und an wahrer Seelengröße durfte sie auch ihrem Manne nicht nachstehen; darum fügte sie sich schweigend in das Unvermeidliche, jedoch nicht ohne feierlich Abschied aus den geselligen Kreisen der Hauptstadt zu nehmen.

Eigentliche Sorge machte ihr nur die standesgemäße Erziehung ihrer Tochter Luise, die selbst unter ebenbürtigem Umgang nicht immer die Haltung an den Tag legte, der die Mutter einst manche Triumphe ihrer Jugend verdankt hatte. War doch französische Leichtfertigkeit überall in ärgerlicher Weise seit dem längern Aufenthalt der fränkischen Schaaren in das alte Zürich eingedrungen, und, so lange Luise in die dortigen Schulen ging, die Ansteckung durch das „gemeine" Wesen nicht ganz zu vermeiden gewesen; wie mußte sich erst die höhere Aus-

bildung fern von den Konzerten und Zirkeln der Hauptstadt gestalten, welche Gefahren von Seite der bäurischen Rohheit waren da zu umgehen! Die besorgte Mutter nahm sich deßwegen vor, Luise so viel als möglich von jedem Umgang mit dem Landvolke fern zu halten und sich noch mehr, als dies in der Stadt der Fall gewesen, ihrer Erziehung zu widmen. Dazu konnte im Nothfall ja auch der Oberamtmann beitragen, dessen klassische Bildung sie selber oft bei seinen Altersgenossen hervorzuheben in den Fall kam, wenn diese über die schmeichelhafte Gunst, der er in den höchsten Kreisen sich zu erfreuen hatte, bisweilen einige Verwunderung äußerten.

Luise hatte aber ganz andere Passionen, als ihre ehrgeizige Frau Mutter. Wie es oft vorkömmt, daß der im Glück Geborne dasselbe nicht wie der Emporkömmling zu schätzen weiß, und die ältesten Geschlechter bisweilen die „Schmach" erleben, „verkommene Sprößlinge" an der Spitze der Volkspartei zu sehen, — so war es für das Fräulein die reizendste Aussicht, auf dem Lande sich in freier Ungebundenheit ergehen zu können. Im Walde herumzustreifen und Hüttchen zu bauen, auf dem höchst anmuthigen kleinen See zu fahren und wohl auch darin zu fischen, vielleicht gar schwimmen zu lernen, was damals in Zürich noch für unanständig galt; in der Kirche einen weißen Strohhut mit rothem Bande zu tragen, im Schlosse dagegen den Tag über im bequemen, weiten Hauskleide zu erscheinen; bisweilen einen Armen in seiner Hütte zu besuchen, und vom Gärtner zu lernen, selber die schönsten Rosen und

Jelängerjelieber zu ziehen, — das Alles machte sich für ihre Phantasie gar zu verführerisch. Sie dachte sich das Landleben ganz in der Weise jener Illustrationen zu Salomon Geßner's Idyllen, die im Studierzimmer ihres Vaters hingen. Saß da auch zuweilen ein Bocksfuß neben der reizenden Nymphe des Quells, so belehrte sie der Vater, daß dies der Flötenspieler Pan sei, dessen musikalische Weisen die Barbaren mit göttlichem Schrecken, die Kinder des Landes aber mit urkräftiger Freude erfüllt habe, und sie wäre dann für ihr Leben gern auch einmal in diese wonnigen Geheimnisse des Waldlebens, in die grüne Nacht tief verborgener Haine eingedrungen; denn die Guitarre und die Flöte hörte sie lieber, als das altmodische Klavier ihrer Mutter, die nicht müde wurde, sie mit der chromatischen Tonleiter und andern entsetzlichen Fingerübungen zu quälen. Kurz, für Luise war der Auszug auf das Land, was seiner Zeit den Kindern Israels der Einzug in das Land, wo Milch und Honig fließt.

Aber das gute Kind sollte bald erfahren, was Träume sind. Gleich der Eintritt in die Amtswohnung war der Mutter durch einen besondern Vorfall verbittert worden. Lange Zeit schaute sie denselben als eine üble Vorbedeutung an, ließ sich in dieser gedrückten Stimmung in ihrer Umgebung ziemlich schneidend aus, und übte so auf ihren Mann und ihre Tochter nicht eben einen wohlthätigen Einfluß. —

Wie wir wissen, war nämlich Ruedi mit dem Förster,

um die Ankunft der herrschaftlichen Kutsche zu signalisiren, bis auf eine gute halbe Viertelstunde von Greifensee hinweg auf Kundschaft ausgegangen. Am Eingang eines Buchenwäldchens hatten sich die Beiden etwas in den Schatten hingestreckt, als plötzlich ein mit vier Pferden bespannter Wagen zuerst schnell, dann langsamer durch das grüne Dunkel heranfuhr. Am andern Ende, wo er wieder in die Lichtung heraustreten mußte, paßten die beiden Wegelagerer. Ruedi, der die Pistole in der Hand hielt, sprang plötzlich auf und mit einem freudigen Satz auf die Kutsche zu, der aber den Darinsitzenden mehr wie der räuberische Sprung eines im Verstecke lauernden Strauchdiebes erscheinen mochte, rief er, die linke Hand auf den Kutschenschlag legend, die rechte mit dem Geschoß etwas seitwärts empor haltend, den gravitätisch hintenaufstehenden Amtsweibel an: „Sind Ihr öppe villicht de nöi Herr Oberamtme?“ was dieser erschrocken bejahte, zugleich aber eine Handbewegung in den Wagen hinein machte, als ob er hätte sagen wollen: „Ich bin allerdings auch ein Stück davon, aber der Rechte sitzt da drinnen.“ Das sagte er aber nicht, sondern suchte es, wie gesagt, bloß pantomimisch darzustellen; denn die Pistolenmündung, welche gerade nach seiner Nase gerichtet war, hatte ihn zusehends sprachlos gemacht. Frage und Antwort, Aufziehen des Hahns und Losdrücken war das Werk eines Augenblicks gewesen. Ein kräftiger Schuß, dessen Rauchwolke sich wie ein Nebel langsam vor den Insassen des Gefährtes verzog, jagte diese in einen pani-

schen Schrecken. „Räuber! Mörder!“ kreischte die leicht jedem Hirngespinnst ihrer Phantasie hingegebene Frau Oberamtmännin, bleich vor Zorn und Angst. Ihr Gemahl hatte seine stoische, mit einer ziemlichen Portion Phlegma gemischte Ruhe besser bewahrt und auch bald erkannt, was die Sache zu bedeuten habe. Luise hatte gezittert; dann aber wandelte sie eben so schnell eine mühsam verhehlte Neigung zum Lachen an über die fast possirliche Betäubung der Mutter. Als jetzt der Vater und beistimmend der Kutscher die richtige Lösung gaben und zum Ueberfluß bald die vier Feuermörser aus der Nähe zu donnern begannen, da konnte sie sich nicht enthalten, in ein helles, kindliches Gelächter auszubrechen, erregte aber dadurch bei der gestrengen Mutter großen Anstoß. Umsonst versuchte in dem kurzen Zwischenraum bis zum Schloß der Oberamtmann durch Humor die aufgestiegenen Wolken im Geiste seiner Gemahlin niederzudrücken; die Ankunft und der Empfang selber mußte darum, wie dies auch in der That der Fall war, gestört werden und zur bloßen Form herabsinken.

Aus Grund dessen hatten die Leute schnell herausgefunden, die Frau Oberamtmännin sei die „stölznist“ Frau, die es gebe, in der Stadt könne man keine „stölznere“ sehen, was ihr der Oberamtsschreiber bald genug als ein freilich zweifelhaftes Kompliment überbrachte, indem er die Erklärung beizufügen für nöthig fand, daß man auf dem Lande die tüchtigsten und brävsten Frauen also benenne.

Das hätte als Balsam dienen können, obschon es eigenthümlich klang; aber Karoline v. S** war zu sehr erbittert über die „Tölpelhaftigkeit“ des „Schlingels“ im Buchenwäldchen. Es wollte ihr vorkommen, als ob ihre Befürchtungen wegen Unsicherheit in der seit vierzig Jahren durch allerlei Gährung der Gemüther aufgeregten Landschaft nur zu gegründet seien; ein Aufenthalt auf derselben in der Eigenschaft als Stellvertreter der Landeshoheit schien jetzt ihrer stürmisch bewegten Einbildungskraft noch weniger wünschenswerth, als die Stellung eines holländischen oder englischen Gouverneurs über die Kraals der Hottentotten und Buschmänner, oder die armseligen Zelte der Kaffern am Vorgebirge der guten Hoffnung, deren Lebensart und Charakter sie in der Reisebeschreibung des Herrn Le Vaillant so pikant und rührend geschildert gefunden hatte. Sie nahm darum sofort überall eine fast abweisende Hoheit an und suchte diese Haltung auch den Ihrigen zu belieben. Kaum im oberamtlichen Schlosse angekommen, war ihr erstes Thun, nachdem sie sich in aller Kürze davon überzeugt, daß die vorausgeschickte Dienerschaft das Hausgeräthe leidlich plazirt und das Nöthigste bereits ausgepackt habe, dem neuen Oberamtmann in jener Richtung gute Lehren zu geben.

„Gib Dich nur nicht mit dem gemeinen Volk zu viel ab“, eiferte sie; „ich sah schon, wie der Amtsschreiber hinter den Stockzähnen lachte, als Du noch unter der Thüre den Hut vor den Leuten zogst. Hier dies Zimmer werden wir am besten zu Deinem Empfangssaal ein=

richten; aber Du wirst doch nicht jeden Tölpel in Holzschuhen oder mit beschmutzten bloßen Füßen mir die Teppiche verderben lassen! Draußen mögen sie warten, bis sie bestimmten Bescheid wissen, ob Einer Anspruch auf eine Audienz hat, oder nicht. Mit Herablassung und Dienstfertigkeit verdirbt man die Leute; hinter dem Rücken lachen die Bauern heut zu Tag Einen aus, sobald sie zu merken glauben, man fürchte sich, oder wisse nicht, wer Obrigkeit oder Unterthan sei." Also schüttete die Gestrenge ihren aufgethauten Groll aus, während der Amtmann kaum Zeit fand zu der gedehnten Entgegnung: „Alles nach Recht und Gesetz, meine Liebe." Dann warf er sich in das geblümte Hauskleid und zündete seine lange Pfeife an, die Ankunft des Oberamtsschreibers erwartend, der zum etwas späten Imbis in's Schloß geladen war. Während der lehrreichen Predigt an den Gatten hatte das Töchterchen aus den weiten Gemächern des obern Stockes sich flüchtig die Aussicht in die Schneegebirge und auf die stille Landschaft besehen; dann flog sie wie ein Sommervögelchen in den Garten und durch die Lauben, die sie in ihren jugendlichen Träumen vom Landleben sich fast noch schöner ausgemalt hatte. Als sie aber auf der hintern Seite des Schloßhofes an die eiserne Thüre eines unterirdischen Verließes kam, sprang sie mit einem leichten Schauder wieder die Treppe hinauf in das Zimmer des Vaters, der gemüthlich die blauen Rauchwolken vor sich hinblies, und fragte ihn ängstlich, ob hier im Schloß auch schwere Verbrecher zu büßen hätten?

„Sei ruhig, mein Kind", erwiderte der Amtmann, „es ist Niemand hier, der nicht über kurz oder lang wieder die Freiheit erhielte."

Jetzt trat der Amtsschreiber ein und die Familie setzte sich unter steifer Begrüßung zu dem anfänglich ziemlich einsilbigen Mahle.

„Sind diese Fische aus dem hiesigen See?" unterbrach der Oberamtmann das fast peinliche Schweigen, das dem guten Tone zulieb lange zwischen dem Herrn und Diener herrschte.

„Zu dienen, Herr Oberamtmann", entgegnete der Schreiber; „früher hat der See noch mehr geliefert, ehe ..."

„Ehe die Bauern sie gestohlen haben?" fiel rasch die Oberamtmännin ein.

„Ich will es nicht behaupten", meinte der vorsichtige Amtsschreiber; „aber die besten Fische ißt man jetzt drüben im Anker."

Der Oberamtmann mußte lachen, während die Frau Gemahlin mühsam ihren Aerger verbarg. „Da müssen wir einmal zusehen", sagte v. S**, und Luise meinte, sie wolle sie von der Frau Wirthin dem Vater kochen lernen. „Bitte, darf ich selber fischen gehen?" schmeichelte sie dem Vater, dem indessen die Antwort vor dem mißbilligenden Blick der Mutter in der Kehle stecken blieb.

„Da braucht das Fräulein sich nicht selber zu bemühen; der Fischer ist von Amts wegen verpflichtet, sie in's Haus zu bringen", ergänzte der Schreiber.

„Das sollte man meinen", setzte die Hausfrau mit

aristokratischer Vornehmheit hinzu. „Begehen die Bauern noch andere solche Ungebührlichkeiten? Es wäre Pflicht, Herr Amtsschreiber, uns dies zu verzeigen", drängte mit leicht gerötheten Wangen die Frau Oberamtmännin.

„Ich weiß es nicht", entgegnete der Schreiber fast kleinlaut. „Wenn Etwas geschieht, so passirt es im Dunkeln."

„Vielleicht nächtliche Plünderung der Bäume, oder gar des Hühnerhofes", fuhr jene mit erregter Stimme fort; „das wirst Du Dir merken, Oberamtmann."

„Ist rechtmäßig zu erweisen", sagte dieser mürrisch; „ich liebe keine heimlichen Insinuationen", fügte er mit etwas bestimmterem Tone hinzu, indem er sich gegen den Schreiber wandte.

„Dergleichen ich mir auch niemals erlaubt habe", erwiderte dieser rasch, wohl sehend, welcher mächtigen Unterstützung er sich zu versehen habe. „Doch darf ich vielleicht bemerken", fuhr er bald darauf mit einem Seitenblick auf die Frau Oberamtmännin fort, „daß solche Dinge von früheren Landvögten streng geahndet wurden."

„Mit Prügeln ohne Untersuchung, nicht wahr", entgegnete der Oberamtmann. „Diese Zeit ist vorüber; ich verlange Beweise. Ich denke, Sie verkennen meine Stellung zu der gegenwärtigen Ordnung der Dinge nicht, Herr Amtsschreiber." Bei diesen Worten hatte der Oberamtmann sich einigermaßen in die Brust geworfen; der Diener schwieg, eine sarkastische Bemerkung hinter den Zähnen verbeißend.

Die Mutter, wie wenn sie plötzlich das Unschickliche eines solchen Tischgespräches einsähe, hieß Luisen hinausgehen und den Nachtisch besorgen. Der Oberamtsschreiber empfahl sich bald darauf, indem er mit dringenden Geschäften auf der Kanzlei sich entschuldigte; er war höchlich erfreut, als ihm die gestrenge Frau Amtmännin huldvoll noch im Vorzimmer bemerkte, sie werde zu gelegener Stunde seine reichen Erfahrungen zu würdigen wissen. —

Luise war um eine Enttäuschung reicher; denn so viel hatte sie bereits aus diesem Gespräch entnommen, daß ihr nicht jeder Wunsch auf dem Lande erfüllt werde. Auch konnte sie einzelne Vorstellungen der unheimlichsten Art nicht verscheuchen. Die erste Nacht glaubte sie ein Seufzen aus dem unterirdischen Verließ zu vernehmen, das sie verfolgte bis in die frühen Morgenträume. Ihrer Frau Mutter wollte es auch nicht recht munden, in Greifensee sogleich die stolzeste Frau heißen zu müssen; denn wenn sie auch lieber gefürchtet, als geringgeschätzt sein mochte, so hatte sie doch früher viel Gefallen an dem Titel einer „Landesmutter" gefunden. Sie ärgerte sich und konnte lange den Schlummer im weichen Flaumbett nicht finden. Der Oberamtmann dagegen schlief gut; er deklamirte nur einmal im Traume: «Oderint, dum metuant» — was er am Morgen der verwundert fragenden Gemahlin zur Zufriedenheit also übersetzte: „Der Bauer macht eine Faust im Sack und küßt dem gnädigen Herrn die Hand!" —

Viertes Kapitel.

Seit dem Einzug des neuen Oberamtmanns waren Wochen vergangen. Die Herbststürme hatten das Laub von den Bäumen heruntergefegt; graues Gewölk zog am Himmel auf, die nahen Berge am jenseitigen Ufer hatten ihren Reiz verloren, der See nahm eine widerwärtige Bleifarbe an, und durch das weit in's Wasser hinausstehende Schilf pfiff und sauste ein feuchter Wind in melancholischen Tönen. Nur bisweilen noch erquickte ein sonniger Tag die ersterbende Natur. Es war am Abend eines solchen Tages, als der alte Valentin aus seiner Waldherberge sich aufmachte und in die einbrechende Nacht hinaus dem Städtchen zuschritt. Als er vor dem Gasthaus zum Anker anhielt und hinauflauschte, ob viele Gäste da seien, und rechts und links in die Winkel spähte mit seinen durchdringenden Eulenaugen, um zu erfahren, ob er unbemerkt passiren könne, lag schon ein unheimliches Dunkel auf Steg und Weg. Das Licht in der Wirthsstube schimmerte trüb heraus und stand offenbar im hintersten Winkel bei der Backmulde; kein Gespräch ließ sich hören, kein Geräusch vom Herumrücken der Tische und Stühle, kein Anklingen der Gläser; nur zuweilen

wurde ein dumpfer, plumpsiger Ton laut, der von dem Herumwerfen des Teiges herrührte, den die Wirthin mit gewaltig ausgreifenden Armen knetend verarbeitete.

„Es ist gut", sagte der Graue zu sich selber, „sie sind am Backen und der Ankerwirth sitzt im hintern Stübchen; da kann ich ungestört mit ihm reden."

„Ihr kommt wie gerufen", flüsterte Frau Barbara, die Ankerwirthin, als Jener langsam die schwere eichene Stubenthüre geöffnet hatte und mit lauerndem Blick hineinschaute. „Eben hat mein Mann nach Euch gefragt und sich gewundert, daß Ihr so lange nicht mehr ankehrt. Geht in's Stübchen, er hat etwas mit Euch zu reden." Bei diesen Worten öffnete sie mit dem Druck des Ellbogens die Thüre in's Nebengemach und lächelte den Grauen mit ihrem hochgerötheten Gesicht unerwartet freundlich an. In Valentin's Auge schoß ein seltsam leuchtender Blick auf; er wollte eben mit halbgrinsender Miene etwas erwidern, als er im Dunkel der Stubenecke hinter seinem Rücken einen Mann sitzen sah, der ein großes Glas Branntwein vor sich hatte.

„Es ist nur unser Fischer", sagte Frau Barbara; „er muß mit dem Vater in der Morgenfrühe über den See fahren."

„Guten Abend, Konrad", grüßte Valentin kalt den halb erfrornen Bränzer und trat dann schweigend über die Schwelle in's Hinterstübchen, wo der Ankerwirth bereits aufgestanden war, ihm mit dem Licht in's Gesicht zündete und, als er ihn erkannt, ihm die Hand entgegenstreckte.

„Du kommst später zurück von Deiner Fahrt, als Du versprochen hast“, begann der Ankerwirth. „Setz' Dich her und erzähle. Hast Du Neuigkeiten?“

„Mehr als Euch lieb ist“, versetzte der Graue, indem er mit einem fast stechenden Blick den Ankerwirth anschaute.

„Nun denn, kram' Deine Sachen aus, so sieht man, was daran ist“, erwiderte dieser mit anscheinend gleichgültiger Stimme. „Wo bist Du überall herumgekommen? Halt', ich will Wein holen, Du wirst Durst haben.“

Während dies geschah, nahm sich Valentin Zeit, die Titel eines zerstreut auf dem Tisch liegenden Haufens von Flugschriften anzusehen, die in jüngster Zeit über die politischen Verhältnisse des Kantons Zürich herausgegeben worden waren und allenthalben auf der Landschaft eine große Bewegung der Geister verursachten. Einige von ihnen enthielten Wünsche zur Verbesserung der Landschulen, andere Beherzigungen zur Einführung der Preßfreiheit in der Schweiz, im Gegensatz zu dem „heimlichen Regiment“, das mit den Worten Freiheit und Republik nur ein täuschendes Spiel treibe; wieder andere beleuchteten in Form von Gesprächen zwischen einfachen Landleuten die dem Landvolk im Jahr 1804 von der Aristokratie aufgedrungene Verfassung, welche es nie freiwillig beschworen hatte und nicht beschwören wollte, die ungerechte Vertretung der Landschaft, gegenüber dem großen Einfluß der Stadt und ihren Vorrechten, das Militärwesen, die

Aufhebung der kleinen Zölle, die eine wahre Vereinigung von Stadt und Land bisher unmöglich gemacht, und andere Uebelstände, unter deren Last der gemeine Mann seufzte. Valentin, der unter einem verwilderten und fast verkommenen Aeußern einen kühnen Geist und eine nie rastende Thatkraft verbarg und einst bessere Tage gesehen hatte, verschlang diese Titel mit jener Gier, die oftmals in seinen Augen ein unheimliches, fast wildes Feuer entzündete. Es lag darin etwas von jenem Enthusiasmus, welcher in den letzten Tagen des Juli das französische Volk aufgestachelt hatte, seinen König, der ihm Wort und Treue gebrochen, vom Thron zu stoßen und die Fesseln zu zerbrechen, die ihm neuerdings ein verderblicher Bourbon geschmiedet. Die Throne Europa's hatten gezittert in jenen Tagen; wie ein elektrischer Schlag traf diese Umwälzung die Völker, am allermeisten aber wurde vielleicht das Schweizerland von der gewaltigen Bewegung berührt. Wie ein erfrischendes, mit mächtigen Donnerschlägen begleitetes Gewitter hatte die Julirevolution die schweizerischen Gaue, und vor allen die unter aristokratischem Druck leidenden Kantone erschüttert, hatte die verborgen glimmende Gluth im Sturmwind zur Flamme der Begeisterung angefacht und zum Kampf für die entzogenen Volksrechte Stimmen geweckt, die nicht mehr ungehört verhallen konnten. Darum hing Valentin's Blick mit einer solchen Begier an diesen Schriften, die alle von der glühenden Julisonne gezeugt waren und, von dem Schutzengel der Menschenrechte behütet, seit

Wochen über Berg und Thal wanderten, um den anbrechenden Morgen der Freiheit zu verkünden.

„Ankerwirth", rief der Graue dem jetzt mit einer Flasche goldfarbigen Weines eintretenden Fischer zu, indem er dabei auf den Tisch deutete, „diese Vögel da dürft Ihr nicht Jedermann sehen lassen. Es sind Nachteulen, die das Sonnenlicht nicht ertragen."

„Aber das Oellicht im einsamen Stübchen", erwiderte der Wirth, den ironischen Kauz zum Trinken einladend.

„Ja, und diesen Sonnenglanz", versetzte der Graue, auf die Flasche deutend; „Ihr habt beim Einzug des Oberamtmanns keinen solchen ausgeschenkt. Der muß Euch tief hinten im Keller sitzen. Sagt, wie komm' ich zu der Ehre?"

„Valentin", sagte Fischer, ohne die Frage zu beantworten, „erzähl' mir jetzt, wo Du gewesen bist und was Du Neues weißt, aber Alles hübsch ordentlich und, verstehst Du, ohne Schmuck und Zuthat."

„Gut, ich werd' es Euch sagen, so rein und lauter wie dieser Wein hier ist", betheuerte der Landstreicher; dabei warf er sich in die Brust, blinzelte wohlgefällig in das golddurchfunkelte Glas, das er zum Munde führte und trank einen tiefen Zug daraus. Der Ankerwirth stützte sein Haupt auf den Arm und beschattete mit der rechten Hand seine Augen.

„Ihr wißt", hub der Graue an, „daß ich zwei Tage nach dem Einzug des Oberamtmann's meine Reise an-

trat. Es sind jetzt drei Wochen her, ich hatte damals etwas zu viel in's Glas geguckt und dummes Zeug geschwatzt; eigentlich geschah es um Euretwillen, da Keiner Etwas reden wollte und Ihr mir den Wink gabet, sie an die Angel zu kriegen! Ha, ha, ich muß lachen! Am andern Tag wußte der Oberamtmann Alles wieder; der Oberamtsschreiber wird es ihm gehörig vorgekaut und mundgerecht gemacht haben. Das war's, warum ich mich unsichtbar machte; aus den Augen, aus dem Sinn, und weit vom Ziel trifft keine Kugel. So zog ich denn, wie ich seit so vielen Jahren zu thun pflege, die eine Woche als Kesselflicker, die andere als Schleifer und die dritte als Korbmacher umher, die Leute aufzustacheln und ihre Gesinnungen zu erforschen. Ja, wenn Ihr das einmal sähet, Ihr würdet sagen: das kann Niemand anders, als der graue Valentin. Es ist, als ob die Leute wüßten, daß es mir wohl thut, wenn ich sie klagen und raisonniren höre; wenn ich sie nur ansehe, haben sie gleich das ganze Herz auf der Zunge. Aber nie noch bin ich so zufrieden, so gesättigt von Rachelust heimgekommen wie dies Mal. Ich sag' Euch, der Streich, den die Franzosen ihrem König gespielt, hat überall wie ein Blitz gezündet. Ich war am See, . . . Ihr kennt sie, es sind immer noch die alten Braven, Unerschrockenen vom Jahr 1798 und 1804. Ich durchwanderte das ganze Kellenland bis an's Hörnli, da rumort es, Ankerwirth! Sie wollen Gleichberechtigung mit der Stadt in der allgemeinen Landesvertretung; sie glauben Euch steif und fest,

Napoleon lebe noch und komme wieder, um diese kleinen Königlein, die den Staatsschatz zu ihrem Privatsäckel machen, zu verjagen und die Mediation wieder herzustellen! Und ich hab' Oel in's Feuer geschüttet, Ankerwirth, Oel in's Feuer geschüttet! Man muß das Eisen schmieden, wann es warm ist. Da standen sie und saßen, die Einen im Stall, die Andern beim Imbiß, die Dritten am Wirthstisch und hatten Euch die jüngst erschienenen gedruckten Gespräche von „Jakob und Konrad", von „Jonathan und David", den „Zuruf an das biedere Volk des Kantons Zürich", und Anderes mehr in der Hand und lasen und staunten und lasen wieder, von Rührung und Ehrfurcht erfüllt, sag' ich Euch; alte Männer vergießen Thränen und wollen's nicht glauben, daß es so kommen muß, und Einige verstehen's auch nur halb. Aber es kommt, es ist im Anzug, Ankerwirth: die Freiheitsbäume sind schon angezeichnet im Wald draußen."

Valentin hielt bei diesen Worten inne; Fischer aber konnte seine innere Unruhe nicht verbergen, rückte unruhig auf dem Stuhle hin und her und führte von Zeit zu Zeit das Glas zum Mund, aus dem er nur kleine, prüfende Schlückchen trank. „Du bist ja ganz Feuer und Flamme, Valentin", warf er zwischen hinein; „so sahst Du aus, als Du vor sechsundzwanzig Jahren dem Willi die Nachricht von der erbeuteten Kanone brachtest! Was meinst Du denn, daß die Leute thun werden, und weiß man, von wem diese Reden und Aufmunterungen in Schrift und Druck ausgehen?"

„Die Leute? Thun werden?“ fragte mit höhnischer Stimme der Graue. „Habt Ihr gesehen, wie viel Sterne der Himmel in den letzten Wochen geschneuzt hat? Habt Ihr's angeschaut, das blutrothe Schwert, das in einer der letzten Nächte als eine helle Warnung am Firmament sich zeigte? So werden die Gewalthaber von ihren Sitzen stürzen und sinken in die Tiefe des Abgrunds, um nie wieder aufzustehen; so wird die Revolution Land und Volk erschrecken, bis Gerechtigkeit und Billigkeit wieder bei uns sich begegnen. Ich sag' Euch, wie ein breiter Waldstrom wird es diesmal brausen, und Keiner wird den Andern im Stiche lassen! Jetzt werden sie keine eidgenössischen Bataillone mehr in's Feld führen, um uns zur Huldigung zu zwingen! Was im Ganzen daraus wird, weiß ich nicht; mögen's die verantworten, die die Sache eingefädelt haben und sich fortwährend im Verstecke halten.“

„Weiß man, wer besonders dabei thätig ist“, sagte Fischer mit einem sonderbaren, lauernden Blick.

„Ihr seid nicht offen gegen mich, Ankerwirth“, versetzte Valentin. „Ich sollte die Frage an Euch thun; Ihr müßt es wohl wissen, wenn andere Leute sich auf der Straße erzählen, daß Ihr ein Haupttriebrad der neuen Bewegung seid.“

„Wer sagt das?“ fragte Fischer in plötzlich verändertem Tone.

„Ihr schürt das Feuer an im Land herum und wißt

nicht, daß es bei Euch selber brennt", erwiderte der Graue mit Ruhe. „Aber der Valentin hat's doch ausgespürt; es zieht sich ein Gewitter ob Eurem Haupte zusammen, Ankerwirth, seht zu, daß Euch nicht der Blitz das Haus zerschlägt."

„Rede", drängte Fischer.

„Ihr wundert Euch, warum man Euch die Mörser nicht anvertrauen wollte in der Stadt! Und wie man darauf komme, Euch in's Gedächtniß zurückzurufen, daß das Wirthshaus zum Anker dahier eine Domäne der Regierung sei. Merkt Ihr was?"

Der Ankerwirth war aufgestanden und ging unruhig mit großen Schritten das Stübchen auf und ab.

„Kurz und gut", fuhr der Graue fort, „Ihr seid umgarnt und umgangen, und Alles habt Ihr dem Oberamtschreiber zu verdanken."

„Rede, rede", nöthigte der Ankerwirth.

„So hört. Gestern ging ich über Fischingen in's Kellenland zurück. Spät kehrte ich in meiner Waldhütte an; ich konnte vor Müdigkeit nicht schlafen. Heute Mittags aber fiel es mir wie Blei auf die Augen. Ich konnte nichts thun, schlenderte ein wenig im Wald herum, Tannzapfen und dürres Reisig zu suchen, man kann es brauchen den Winter durch. Da übermannte mich der Schlaf. Ich lege mich hinter ein Gebüsch, ziemlich hart am Fußweg, und erwache erst wieder, wie die Sonne ganz schräg auf die Tannen hereinscheint. In diesem

Augenblick höre ich zwei Männer mit einander auf dem Wege reden. Sie sind schon an mir vorüber und haben mich nicht bemerkt; ich hebe etwas den Kopf und sehe zehn Schritte von mir den Tobelmüller und den Ehegaumer aus dem Waldhof stehen. Jetzt lege ich mich auf den Bauch und horche ihrem Gespräche zu, das sie mit spitzbübischem Lachen und Händeverwerfen begleiten. Ich erlausche jedes Wort; ich wollte, Ihr hättet es gehört, es hätt' Euch das Blut gegen den Kopf getrieben."

„Sie waren kaiserlich gesinnt in den Neunziger-Jahren und haben es noch nicht verlernt, die Duckmäuser zu spielen."

„Aus ihren Reden konnte ich entnehmen, daß der Oberamtsschreiber auf's Aeußerste erbittert ist gegen Euch, weil Ihr Euern Buben, den Ruedi, die Woche zweimal zum Pfarrer schickt, um dort Lateinisch und Griechisch, oder was es ist, zu lernen. Der Schreiber fürchtet, Ihr werdet den Ruedi über kurz oder lang auf die Kanzlei bringen, und weil er gelehrig ist, so könnte dieser ihm mit der Zeit das Brod vor'm Mund wegnehmen. Auch hat der Amtsschreiber sichere Kunde von Eurer Betheiligung bei verschiedenen politischen Versammlungen und benutzt dies, um Euch auf die schändlichste Weise, im Einverständniß mit dem Tobelmüller und dem Ehegaumer, in der Stadt anzuschwärzen. Es handelt sich darum, Euch je eher je lieber von dem Anker wegzubringen und mit Schimpf und Schande zu überhäufen."

„Ist das Alles?" fragte Fischer mit scheinbarer Kälte.

„Wollt Ihr noch mehr?" erwiderte Valentin. „Nein, es ist nicht Alles, — die Buben haben es bereits weiter getrieben. Sie haben eine Klageschrift gegen Euch bei den gnädigen Herren und Obern eingereicht, worin Euch alles Gesagte zum Verbrechen angerechnet wird, nebst vielem Andern. Da sie ohne Namensunterschrift ist, so wird es einige Zeit gehen, bis sie wissen, was man damit machen will. Aber ohne allen Zweifel wird sie dem Oberamtmann zugeschickt mit dem Befehl, Euch unter Aufsicht zu nehmen, wenn Ihr nicht gleich von Anfang an schon ein Verhör zu bestehen habt. Das Letztere hoffen die beiden Hehler und Scharwenzler aus der Tobelmühle und dem Waldhof und lachten einander schadenfroh zu, als sie sich die Hände drückten und von einander Abschied nahmen. Habt Ihr genug?"

„Genug für diesmal", erwiderte der Ankerwirth, „aber..." Er vollendete nicht; seine Augen rollten wild, und mit geballter Faust hieb er in die Luft, als ob er das Geschmeiß zerschmettern wollte.

„Ja, das wäre das Beste", sagte der Graue mit heiserer Stimme, „der Schlange mit einem einzigen Hieb den Kopf abzuschlagen. Mord und Brand, Ihr seid ein Mann und besinnt Euch noch, was zu thun sei! Euer Haus steht in Gluth und Ihr fragt, ob Ihr löschen sollt! Ihr habt den einen Fuß im Gefängniß, während die Thür noch offen steht, und gebt dem Haschier keine

Maulschelle! Ihr haltet geheime politische Versammlungen, schickt Schriften in die Welt hinaus, wiegelt das Volk auf und bringt es zu keinem öffentlichen Schritt! Thut irgendwo ein Lärmzeichen, stellt Euch mit den Andern unter das Volk, und wir wollen über sie kommen, wie David über die Philister! Zögert nicht, zögert nicht, daß sie Euch nicht unter sich kriegen, eh' ihr Hand an's Werk legt!"

Ohne ein Wort zu reden, stürzte der Ankerwirth, gegen seine Gewohnheit, ein ganzes Glas hinunter. Valentin sah den stämmigen Mann, der jetzt starr vor sich hinschaute, eine Weile an; er sah, daß er einen Kampf kämpfte in seiner Seele, ob er reden oder schweigen solle.

„Es ist nöthig, daß etwas geschieht", rückte endlich der Ankerwirth heraus, „aber ich kann Nichts allein thun. Denkst Du noch an die hundert und aber hundert unglücklichen Opfer des Bockenkrieges?"

„Eben weil ich stets daran denke, muß ich auch ewig um Rache schreien", versetzte der Graue. „Euch hat jene Zeit wenig geschadet. Ihr habt davon nur den Seufzer des Mitleids in der Seele; aber in der meinigen lebt der Stachel des erlittenen Unrechts! Seht mich an, . . . warum sind diese Haare in der einzigen Nacht grau geworden, die ich zuerst im Oetenbach zubrachte? Euch hab' ich durchgeholfen, that es gerne, that es auch Andern, so viel ich's konnte; aber mich erreichte der Fluch, weil

ich nicht zunächst für mich sorgte, sondern noch an Andere dachte. Sechs Jahre lang hab' ich im Zuchthaus gesessen, in einem Loch, wo weder Sonne noch Mond hinscheint. Dann ward ich frei, aber für weitere vier Jahre in die Gemeinde eingegrenzt. Ich konnte nicht mehr unter den Menschen leben, ich siedelte mich im Wald an, ich gesellte mich dem Wilde zu, denn ich war ausgestoßen aus dem menschlichen Verein, dem ich einst angehört. Ich hätte mein Leben für einen Pfifferling weggegeben, wenn ich nicht noch ein köstliches Kleinod im Herzen getragen hätte, die Hoffnung und die Lust, den Tag der Rache zu sehen! Er ist nahe, Fischer, näher als Ihr selber glaubt, der Ihr es nicht wagt, das Heft aus der Scheide zu ziehen."

„Du wirst ihn erleben, diesen Tag, Valentin", sagte Fischer mit weicher Stimme.

„Wenn sie Euch als einen Hauptwühler, als einen Beherberger alles unruhigen Gesindels, als einen Volksaufwiegler, der vor den Leuten die Gesetze auf eine freche und unerhörte Weise zergliedert, angeklagt haben werden, und Ihr vor dem Richter, der auch Euer Ankläger ist, darüber Rechenschaft geben sollt . . . dann Ankerwirth", sagte mit einem wildschmerzlichen Gesichtsausdruck der graue Valentin, „dann werdet Ihr bereuen, nicht früher losgeschlagen zu haben."

Kaspar Fischer ging schweigend auf und ab. Er verhehlte mit Mühe den Sturm, der ihn durchwühlte. Jetzt

stand er am Fenster, wie gedankenlos in's Dunkel hinausstarrend, die Hände bald in den Taschen, bald auf dem Rücken. Jetzt kneipte er mit den Fingern abwärts die Nase zusammen, als ob er geschnupft hätte; dann trat er an den Tisch, nahm das halbvolle Glas, schaute nachdenkend hinein, hielt es eine Weile in den Händen und stellte es wieder ab, ohne zu trinken. Seine Gedanken wanderten irgendwo in der Ferne herum; sie suchten ein Ziel, wie der Seemann Land sucht, wenn er den Sturm nahen sieht und er hoffen mag, sich vor Ausbruch desselben in einen sichern Hafen zu retten. Valentin stützte den Kopf in die Hand und schien eine Antwort zu erwarten. Plötzlich kehrte sich der Ankerwirth mit einer raschen Wendung zu ihm und sagte: „Laß es für heute gut sein, Valentin. Ich danke Dir für die Nachrichten, so wenig erfreulich sie auch sind. Morgen Abend kommst Du wieder her; bis dann wird, muß etwas geschehen! Es findet eine letzte geheime Versammlung von Vaterlands- und Volksfreunden in der Krone zu Stäfa statt . . .“

„Ich weiß es“, unterbrach ihn der Graue, „ich hätt' es fast vergessen, der Müller in Bauma läßt Euch grüßen; Ihr sollet morgen nicht fehlen.“ Und indem er aus der Tasche seines schmutzig grauen Wamses ein Paket hervornahm, fügte er bei: „Hier schickt er Euch noch die letzte Appenzeller-Zeitung, Ihr sollt sie lesen; es sind auch ein paar vierstimmige Lieder von Nägeli dabei, die Ihr nach Belieben vertheilen möget; sie seien besser, als

das alte eintönige Psalmenbrüllen in den Wirthshäusern und auf den Kiltgängen."

„Nimm das hier in Deinen Rock", sagte der Ankerwirth, indem er eine gepfropfte Flasche aus dem Schrank hervorholte. „'S ist morgen Elisabethentag, ich weiß, daß Du Deine selige Lisabeth betrauerst, so lange Du lebst. Am Nachmittag soll Dir der Ruedi noch Etwas herausbringen."

„Gott vergelt's Euch", sagte der Graue mit zitternder Stimme, und etwas wie eine Thräne schlich sich in den verwilderten Bart herunter. „Lebt wohl! Gute Verrichtung", rief er dann noch unter der Thüre und „Gute Nacht, Frau Wirthin", und trat in die späte Nacht hinaus, langsam und unter aufgeregten Gedanken den Rückweg suchend. —

Fischer hatte eine schlaflose Nacht. Es war zwölf Uhr, als er in's Bett kam; er hatte die Appenzeller-Zeitung, die damals der Morgenstern war, welcher dem Kanton Zürich den anbrechenden Morgen verkündete, mit halblauter Stimme gelesen; die kecken, freien Gedanken, die ungewundene Sprache, die jedes Ding beim rechten Namen nannte, die begeisterten Ermahnungen, in Ruhe und Ordnung, aber mit Muth und männlichem Ernst für einen der schönsten und lieblichsten Gaue Helvetiens die unveräußerlichen Rechte seiner Bürger von den aristokratischen Geschlechtern der Stadt zurückzufordern, hallten immer auf's Neue in seinen Ohren und in seiner Seele

nach. Vergangenes und Zukünftiges ging an seinem durch wache Traumbilder erhitzten Geiste vorüber. Er sah sich zurückversetzt in die Szenen der ersten Revolution, wo die Franzosen Freiheit in's Land gebracht, wo er als Jüngling mit seinem Vater und einem längst in's Grab gesunkenen, schmählich getäuschten Geschlecht gejubelt und in die verführerischen Rufe „Freiheit und Gleichheit" mit eingestimmt hatte. Als gespensterhafte Schatten flohen dann die Wirren der helvetischen Regierung an seinem Auge vorüber. Das blutige Drama von 1804 rollte sich mit allen Schrecknissen, die es erzeugt und geboren, vor seinen Blicken auf. Bangigkeit überfiel ihn dabei; es war ihm, als ob er erst heute wieder mit Lebensgefahr flüchten müsse, als wäre er auf's Neue droben bei den biedern Graubündnern und hörte, daß er in contumaciam zu zehn Monaten Gefängniß und zu vier Jahren Einstellung im Aktivbürgerrecht verurtheilt sei, mit Verschärfungsgründen, weil er gesagt hatte, die zürcherischen Landvögte trügen ihren Namen mit Recht, sie glichen an Willkür denen zu Wilhelm Tells Zeiten, und ihre Schlösser, für welche jährlich große Summen verschleudert würden, seien mit dem Schweiß und den Thränen eines freien Volkes gemörtelt. In dem Augenblick, wo er auf's Neue sich angeklagt wußte, trafen ihn diese Erinnerungen auf's Gewaltsamste. Mit Wehmuth gedachte er der Zeit, wo er in hohen Alpenthälern, verborgen und unerreicht von den Schergen der Gerechtigkeit, sich im Schweiße seines Angesichtes ein kleines

Vermögen erworben, dann geheirathet, dann sich einer verstohlenen, unbeachtet gebliebenen Rückkehr erfreut, endlich sogar das Wirthshaus zum Anker gepachtet hatte, von einer Regierung, die seit Jahren das Landvolk mit eiserner Hand darniederhielt und das Recht der freien Gedankenäußerung mit despotischer Willkür unterdrückte. Und jetzt trat ihm die Intrigue des Oberamtsschreibers vor die Seele, der aus Neid, wegen der nur versuchten höhern Bildung seines Sohnes, ihn, sein Weib und den Jungen selber für Zeitlebens durch Auffrischung jenes Contumazurtheils verderben wollte. Unwillkürlich spann seine halbträumende Phantasie diesen Faden weiter aus. Er trat im Geist in jene verfallenen Gebäude, wo hundert und mehr Kinder, in dunkle Räume zusammengepfercht, den Worten eines Lehrers horchten, der vor wenigen Wochen den Webstuhl, die Schneiderscheere, den Schuhmacherleist oder gar die Söldneruniform eines fremden Fürsten mit dem Schulmeisteramt vertauscht hatte und daneben noch Sigristen- und Nachtwächterdienste verrichtete. Er sah sie harren, die armen Kinder, bis die Minute kam, wo sie ihr Erlerntes aufsagen durften, sah sie in dumpfer Gedankenlosigkeit den größten Theil der Zeit vor sich in das todte Buch hineinstarren, wie ihr Meister mit Sehnsucht den Glockenschlag erwartend, der sie aus dem Ort befreite, wo Körper und Geist unendliche Qualen ertrugen. Sein Herz schauderte, daß die Seelen so vieler Generationen in diesen geistigen Marterkammern verkommen waren und weiter verkommen sollten!

Der Kopf glühte und fieberte ihm auf dem heißen Lager; er wälzte sich von einer Seite auf die andere, aber er konnte nicht schlafen. Jetzt sah er den Valentin als Anführer eines großen bewaffneten Volkshaufens vor sich, alle Gräuel einer blutigen Wiedervergeltung aus dem Grabe rufend. Mordlustige Banden zogen ihm zu; sie wütheten mit Feuer und Schwert, das Gesetz ward in den Staub getreten, die Menschlichkeit aus den racheerfüllten Gemüthern verbannt, die Regenten in ihrem Blute geschleift.

„Entsetzlich!" rief der Ankerwirth, indem er sich die Stirne rieb, um dies Schreckbild zu verscheuchen. „Nein, nie, niemals wieder dürfen diese Gräuel zurückkehren! Politische Verbrechen soll man heilen, nicht sie rächen. Eine Reform müssen wir haben, nicht eine Revolution, eine friedliche Umgestaltung des gesammten Staatslebens. Aber wie eine solche herbeiführen, wenn die Machthaber geneigt und bereit sind, zum Schutze des Alten Kanonen gegen uns aufzupflanzen? Wenn sie uns zur Beschwichtigung nur elende, stümperhafte Zugeständnisse machen, die von einzelnen hochherzigen Männern der Stadt selber mitleidig belächelt werden?"

Er legte sich auf die andere Seite, aber er konnte nicht schlafen. Die alte Schwarzwälderuhr hatte eben in tiefem Brummton zwei Uhr geschlagen und setzte ihren mechanischen Tiktak fort, der jeden weniger erhitzten Geist längst zum Schlaf ermüdet hätte; Fischer hörte weder das Eine noch das Andere. Der auf dem einsamen

Lager wachgewordene Genius seines Lebens hatte ihn auf einen weiten, von wenigen Bäumen besetzten Wiesengrund entrückt, auf dem eine unzählbare Menschenmenge ab- und zuwogte. Glockentöne, die aus dem geöffneten Himmel herzustammen schienen, riefen in majestätischen Gewaltakkorden zu einer feierlichen Versammlung. Jetzt trat eine große Stille ein; er sah in der Mitte auf einer Tribüne mehrere seiner Freunde, erblickte auch sich selbst oben, hörte, wie von derselben herab mächtige, eindringliche Worte, die wie Donner hallten, zu dem versammelten Volke gesprochen wurden, hörte, wie dieses, Mann an Mann, mit stürmischem Jubel antwortete. Dann sah er nach einer Weile an die Dreißigtausende ihre Arme emporheben zur Bestätigung ihrer heiligsten Ueberzeugung, sah sie einander die Hände drücken, sich umarmen, sich mit Jauchzen und Freudenrufen nach allen Seiten hin bewegen. Wieder tönten die Glocken. Plötzlich sah er neben sich mehrere alte Bekannte, die im Bockenkrieg umgekommen; sie waren aus dem Grabe erwacht, an die Luft eines bessern Lebens hervorgekommen und boten ihm mit lächelndem Blick die biedere Rechte. Und es war ihm, als führte ihn Einer derselben hin vor geöffnete Gefängnisse, als sähe er aus denselben geächtete, hinschmachtende, zu Gerippen abgezehrte Menschen heraustreten, Väter und Söhne, Gatten und Brüder, mit grauen, struppigen Bärten, denen die Thränen stromweise entstürzten und die den erstorbenen Stern ihrer tiefliegenden Augen wie dankend zum Himmel empor-

richteten, ehe sie von den Armen der noch lebenden Ihrigen umschlungen, von ihren Fragen überstürmt, von ihren Küssen erstickt wurden!

In solchen wachen, glühenden Träumen schwebte der Ankerwirth, bis ihm endlich der nahende Morgen noch einige Stunden ruhigen Schlafes gönnte. Später, als er gewollt, stand er auf, ordnete das Nöthige für den Tag mit kurzen Worten an und ließ sich dann in der Frühe über den See führen, dessen Gewässer noch in dicken, feuchten Nebeln schliefen.

Fünftes Kapitel.

Während der Ankerwirth vom jenseitigen Ufer dem Pfannenstiel zuschritt, erhielt sein Haus einen unerwarteten Besuch. Luise war heute früh in leichter Morgenkleidung aus dem Schlosse gehuscht. Das Wallen der Morgennebel, durch die eben der erste Strahl der Sonne drang, hatte für sie etwas Reizendes, der Gang durch die langen, halberstorbenen Alleen, die von mehreren Seiten her den Zugang zum Schlosse bildeten, etwas Erfrischendes und zugleich Wehmüthiges, wie es ihrer Stimmung zusagte. „Ländliche Erziehung“ oder vielmehr „Erziehung auf dem Lande“, das war das große Thema, welches ihre Frau Mutter mit Rücksicht auf die heranwachsende Tochter seit geraumer Zeit beschäftigte. In ihrer Jugend hatte sie von der neuen Erziehungskunst gehört, die Rousseau's „Emil“ an der Hand der Natur aufbrachte, aber damals, dem Stolze ihres ahnenreichen Geschlechts gemäß, mit Spott und vornehmer Verachtung von dieser bäurischen Bildung gesprochen. Jetzt, in der ländlichen Einsamkeit, in die sie verbannt war, erkannte sie, daß doch etwas Wahres in jenen Grundsätzen ver-

borgen liege, besonders für Diejenigen, welche sich nicht von der gemeinen Welt abschließen könnten, sondern täglich mit ihr zu schaffen und zu verkehren hätten. Und in diesem Falle befand sie sich ja gerade mit ihrer Familie. O wie weit lagen die schönen geschlossenen Zirkel der Hauptstadt hinter ihr, jene thee- und marzipanduftenden Soireen mit den untadeligen Toiletten, den sanftblickenden Augen, den Alles zart anfassenden Händchen und den süßen, feinen Engelsstimmchen, deren Klang wie Gesang tönte, jene langen, seligen Nachmittage, wo die Zunge, die mächtige Herrscherin der Welt, frei in ihrem unermeßlichen Reiche sich bewegen und hundert moralische Todesurtheile in einer Stunde bestätigen und besiegeln konnte, während sie in derselben Zeit vielleicht nur einen einzigen Glücklichen auf den Thron der Gunst und der Gnade erhob! Diese Herrlichkeiten alle waren für die Frau Oberamtmännin dahin. Aus dem Himmel einer aristokratischen, aromatisch duftenden Gesellschaft sah sie sich plötzlich auf die Erde des Bauern versetzt, der nicht immer nach dem guten Geschmacke fragt, und sie mußte sich leider gestehen, daß sie schon nach wenigen Wochen diese Gegend, deren Bewohner nicht als Götter und Halbgötter ihren Launen nachwandelten, sondern als arme, geplagte Sterbliche sich mühten, Zins und Zehnten für die hohen Insassen des Olymps zu erschwingen, herzlich langweilig fand. Aber was machen? Sie mußte suchen, sich daran zu gewöhnen, sich mit ihrem Schicksal auszusöhnen. Und die Langeweile, die verdammte Lange-

weile, die selbst die Götter zu dummen Streichen verführt, was thut sie nicht? Daß wir es kurz sagen: Karoline v. S* hatte angefangen, Rousseau zu studieren; aber die wenigen idealen Pfropfreiser, die sie sich im Garten dieses freien Geistes holte, hatte sie nun auf die Dornstämmchen ihrer adeligen Gesinnung und ihres aristokratischen Hautgout gepflanzt und so in ihrem Kopfe sich ein System erzeugt, dessen Früchte ungefähr ebenso gut schmeckten, wie Holzäpfel. Luise hatte natürlich unter der praktischen Durchführung dieser Methode und bei dem herrischen Geist ihrer Mutter, der keinen Widerspruch duldete, am meisten zu leiden. Um nur Eines anzuführen, was zu unserer Geschichte in nächster Beziehung steht: Das arme Kind sollte die Natur kennen und genießen lernen, aber durchaus von der Berührung mit den Bewohnern des Orts verschont bleiben. Sie sollte mit alten Weidestöcken, mit den Tannen im Wald, mit Bach und See, mit Lamm und Vogel verkehren, schwatzen, lachen und weinen, aber Alles dieses nur wieder wie durch die Gitter eines Klosters. Den Religionsunterricht durfte sie nicht mit den größern Bauernkindern in der Kirche anhören; der Pfarrer des Orts mußte ihr denselben im Pfarrhause ertheilen und außerdem, nach dem Willen des Oberamtmanns, zur Erweiterung von Luisens Kenntnissen während der Woche noch einigen Unterricht in der Geschichte damit verbinden. Das waren fast die einzigen, förmlich erlaubten Ausgänge aus dem Schloß, die Luise zu machen hatte, und sie sehnte sich jedesmal

darnach wie nach einem Feste. Unter solchen Umständen müssen wir entschuldigen, daß Luise heut, an einem Tage, wo die Sonne seit Langem zum ersten Mal den grauen Nebel wieder zu durchbrechen verspricht, zur Zeit, da die gestrenge Mutter noch ein paar Stunden länger des Schlafes genießt, sich in's Freie macht, wo die Hecken voll silberner Spinngewebe hängen, wo dieser oder jener freundliche Mund einen schönen guten Morgen beut, oder gar ein kurzes Gespräch anknüpft über den mit schnellen Schritten nahenden Winter und den ersten Schnee, der heuer später als „fern" erscheine, so daß fast noch ein lieblicher Altweibersommer zu hoffen sei.

Nach einem vorläufigen Gang durch die Allee, der ihre Absicht maskiren sollte, schritt Luise geraden Wegs auf das Wirthshaus zum Anker zu, blieb dort grüßend bei Frau Barbara, der Wirthin, stehen, die eben hinter'm Haus den Hühnern und Enten ihr Futter streute. Für die Schloßjungfer war es eine Lust, zu sehen, wie das junge und alte Geflügel mit dummlicher Gefräßigkeit über einander her schnatterte. Frau Barbara aber war voll holdseliger, gesprächiger Freundlichkeit. Sie zeigte dem Fräulein die Einrichtung des großen Hühnerhofes, in welchem besonders die kaum flüggen, gelben Entchen Luise Freude machten. Dann führte sie ihren Gast zum Fischweiher, um die eben jüngst eingebrachten Forellen zu besichtigen. Luise konnte sich der Erinnerung an die Reden des Oberamtsschreibers über den verdächtigen Fischbesitz des Ankers nicht erwehren; zu gleicher Zeit aber

fühlte sie einen glühenden Haß gegen den intriguanten Günstling ihrer Mutter in sich aufwachen.

Unsere schöne Leserin fragt, wie es komme, daß trotz der moralischen Barrikaden, die der Oberamtsschreiber um das Wirthshaus zum Anker aufgeworfen, die Tochter des Oberamtmann's mit einem Mal als muthige Amazone über alle Hindernisse hinwegschreite und sich in den Augen ihrer Mutter, wenn diese den Vorfall erführe, eine solche Blöße gebe. Darauf haben wir, außer dem bereits Angeführten, eine sehr gewichtige Antwort zu geben. Wir wissen nicht, ob es eine bloße Vergeßlichkeit des Pfarrers von Greifensee war, oder einer jener verteufelten Zufälle, die, während sie dem Bösen zu dienen scheinen, doch öfters das Gute schaffen, — aber es traf sich schon in der ersten Woche, daß Luise einst gleichzeitig mit Ruedi im Pfarrhause erschien, um ihren begonnenen Unterricht fortzusetzen. Ruedi genoß, wie wir bereits erfahren haben, schon seit zwei Jahren bei dem ehrwürdigen und uneigennützigen Geistlichen mit Erfolg Unterricht im Lateinischen und hatte immer zu dieser Stunde, wie auch gerade jetzt, in der Studierstube des Pfarrers gesessen. Die Beiden waren eben an einer schwierigen Periode des Cornelius Nepos, in der Lebensbeschreibung des Epaminondas, als ein feines Pochen sich an der Thüre hörbar machte und auf ein der erfolgten Störung wegen barsch hingeworfenes „Herein“ die Tochter des Oberamtmann's in's Zimmer trat. Der Pfarrer war in Verlegenheit. Er durfte Luisen nicht heimschicken und wollte jetzt auch den Ruedi

nicht entlassen, der eben erst gekommen war. Er suchte einen Ausweg und sagte: „Ruedi, Du hättest eigentlich auch nöthig, etwas mehr aus der Geschichte zu wissen. Das käme Dir gerade beim Lesen der alten Schriftsteller zu gut. Außerdem ist die Geschichte die einzige unparteiische und untrügliche Lehrmeisterin der Menschen. Du magst dableiben und für diese Stunde zuhören."

Aber es blieb nicht bei dieser einzigen Stunde; der schüchterne Jüngling hatte sich am Schlusse derselben ein Herz gefaßt und die Erlaubniß erbeten, auch künftig zuhören zu dürfen. Der Pfarrer hatte Nichts dagegen, indem er sehr richtig schloß, daß der Unterricht für ihn selber, wie für Luisen dadurch weniger ermüdend werde. So kam des Ankerwirths Bueb mit der Tochter des Oberamtmanns in eine Beziehung, die ihm nichts weniger als unangenehm war. Im Gegentheil, es hatte sich zwischen den Beiden zunächst auf dem Heimweg ein Gespräch über das Angehörte und dann mehr und mehr eine Art von kindlicher Freundschaft und Vertraulichkeit entwickelt, wie solche naturgemäß unter gutgearteten Mitschülern zu entstehen pflegt. So schaute der Pfarrer die Sache an und er erblickte in diesem gemeinsamen Unterrichte nicht nur nichts Gefährliches, sondern sah durch den in den beiden Zöglingen erwachten Wetteifer seine Mühe bald doppelt belohnt. Inwiefern der würdige Mann richtig geurtheilt, wird sich im weitern Verlauf dieser Geschichte zeigen.

Luise hatte in ihrer etwas vorwitzigen, aber durchaus unschuldigen Naivetät längst die vielfachsten Fragen über alle möglichen Dinge an Ruedi gestellt. Sie zog Erkundigungen ein über die gesammte Bauernwirthschaft, über das Fischen und Fahren auf dem See, über die Belustigungen im Winter auf dem Eis u. dgl., und Ruedi pflegte dieselben stets in so genauer und lebendiger Schilderung zu beantworten, daß die Lust des Mädchens, Dieses oder Jenes, worüber er berichtete, mit eigenen Augen zu sehen, nur um so größer wurde. So hatte Ruedi sie denn eingeladen, sich einmal den Hühnerhof zu besehen und die Schloßjungfer schlug es nicht aus; sie kam, und nicht nur zum Hühnerhof, sondern auch zum Fischteich, und nicht nur zum Fischteich, sondern auch in den Garten trat sie, wo neben entblätterten Rosensträuchen die Astern und Dahlien noch in allen Farben prangten, und endlich kam sie mit der Mutter auch in die Stube.

„Guten Tag, Rudolf", rief sie munter dem blödverschämten Knaben entgegen. „Gelt, ich hab' Wort gehalten! Es ist doch Alles herrlich bei Euch. Aber ich muß machen, daß ich wieder heim komme, sonst . . ."

„So bleib' doch ein wenig, es ist ja noch früh", bat Ruedi.

„Ach, habt Ihr auch Erdäpfel zum Kaffee?" fragte Luise mit einem wohlgefälligen Blick auf den mächtigen Schiefertisch, wo inmitten eines großen Hofstaates von gemalten Tassen neben einem frisch angeschnittenen Roggen-

brod eine mächtige Schüssel fettglänzender Erdäpfel dampfte, welche die ganze Stube mit einladendem Geruch erfüllte.

„Freilich“, antwortete Ruedi, „willst Du mithalten?“

„Darf ich?“ sagte Luise, die schon lange nach diesem ländlichen Frühstück lüstern war, das ihre Magd sich zuweilen heimlich zurichtete. Und ohne Umstände setzte sie sich, als ihr jetzt auch Frau Barbara freundlich zuredete, auf die reingefegte, alterthümlich geschnitzte Stabelle und aß und trank nach Herzenslust.

„Wo habt Ihr den Kaffee her? In meinem Leben habe ich noch keinen so guten getrunken“, plauderte das Mädchen.

„Gelt, die Bauern haben auch noch etwas Gutes“, lachte Ruedi. „Komm jetzt nur mit mir, dann will ich Dir zeigen, wo der beste Kaffee wächst.“

Luise flog mit Ruedi hinunter in den — Stall, der so reinlich gehalten wurde, daß es eine Freude war hineinzutreten. Da standen sie, die vier stattlichen braunen, breitgebauten Milchkühe und schauten einen Augenblick verwundert mit ihren großen, feuchtglänzenden Augen die Eindringlinge an, um dann sofort ihre schnaubenden Häupter wieder empor- und zur gefüllten Krippe zurückzuwerfen. Auf der Bank an der Mauer stand auch noch der letzte volle Melkkübel. „Sieh'“, sagte Ruedi, indem er mit dem Finger darauf zeigte, „das fehlt Euch in der Stadt, und im Schloß werdet Ihr es nicht viel besser haben, so lange Ihr nicht eigene Kühe haltet.“

„Ja, ja, Du magst Recht haben“, versetzte Luise.

„Aber was Ihr da in der Ecke für eine große, wunderschöne Ziege habt! Und wie allerliebst die beiden Jungen da!“

„Gelt, die sind schön“, sagte Ruedi mit einem zufriedenen Blick auf seine Pfleglinge; „es sind zwei Böckchen, ein schwarzes und ein weißes; wir wollen sie ein wenig in's Freie lassen, da sollst Du sehen, was die Bürschchen für Sprünge machen.“

Ruedi führte die zierlichen Geischen heraus, die nach einer kurzen Weile einander neckten und verfolgten, sich zu stoßen anfingen und in der ergötzlichsten Weise hin und her rannten, so daß Luise ganz entzückt war.

„Du darfst eines haben, welches von beiden Du willst“, sagte Ruedi; „sie gehören mir, und die Mutter erlaubt es, wenn es Dir Freude macht.“

„Ei, was Du aber gut bist, Rudolf“, versetzte Luise, und ein holdes Roth färbte ihre Wangen. „Ja, gewiß macht es mir die größte Freude. Ich nehme das weiße. Aber“, fuhr sie nach einigem Besinnen fort, „ich kann es ja nicht bei uns im Pferdestall haben! Und dann bekäme es ja auch lange Weile, wenn es jetzt schon von dem schwarzen und von seiner Mutter getrennt würde. Ach, und vielleicht würde die Mama es mir nicht einmal erlauben“, fügte sie mit einem Seufzer hinzu.

„Weißt Du was“, erwiderte Ruedi, „Du läßt es hier im Stall, und ich will Dir's aufziehen. Wenn Du es sehen willst, so kommst Du hieher oder zu mir heraus auf die Weide.“

„Ja, so wollen wir es machen“, sagte Luise in die Hände klatschend und dem Knaben mit einem kindlich heitern Lächeln dankend. „Und Du gibst mir jedes Mal Bericht, wenn Du in den Pfarrhof kommst, wie es steht mit ihm. Ich will ihm ein rothes Halsband nähen mit ein paar Rollglöckchen daran; das hängst Du ihm um, wenn Du auf die Weide ziehst.“

Jetzt kam auch Frau Barbara noch herunter und empfing geziemende Kunde von der vorgefallenen Schenkung, die sie freundlich bestätigte. Luise verabschiedete sich hierauf. Es war eine glückliche Stunde, die sie bei diesen Leuten genossen; aber das kurze Glück sollte bald durch wichtige Ereignisse gestört werden! —

Als Luise mit vom Morgenduft durchfeuchtetem Gewand zwischen den Bäumen zum Schloß zurückkehrte, tauchte aus einem Fenster des mittleren Stockwerkes zu ihrem Schreck der spitzige Kopf des Oberamtschreibers empor. In der That, das scharfe Auge des getreuen Dieners hatte ganz richtig gesehen, als er zu bemerken glaubte, daß Luise früh Morgens die Schloßtreppe hinuntersteige und aus der Allee sich in's Haus zum Anker verliere. „Was Teufels thut das Fräulein da drüben“, brummte er in sich hinein und war eine Zeit lang geneigt, sie für die Kammerjungfer zu halten. Da aber diese gerade in demselben Augenblicke die Spinnnester des obern Stockes auf seine Schlafmütze herunterstäubte, so konnte kein Irrthum obwalten, und es blieb Nichts übrig, als Nachforschung zu halten und sodann den Fall

pflichtschuldigst höhern Orts einzuberichten. Aber halt, — nein, das konnte nicht geschehen, heute aus Klugheit nicht. Gewiß würde das die Frau Oberamtmännin in eine zu üble Laune und vielleicht ganz außer Fassung bringen. Was sollte dann aus der Gesellschaft werden, die unter seinen, des heimtückischen Oberamtsschreibers Auspizien auf heute Nachmittag in's Schloß geladen war? Hatte er doch selber der gestrengen Frau diejenigen Honoratioren des Oberamtskreises bezeichnet, die vielleicht einen ebenbürtigen Umgang für die Familie von S* abgeben konnten. Ja, so ziemlich die ganze Stadt- und Landchronik des Oberamts hatte er ihr, freilich immer unter dem Vorbehalt möglicher Irrung, mitgetheilt und auf Grundlage dieses geheimen Divans hin war denn auch die Einladung beschlossen worden. Karoline v. S* freute sich, wieder einmal in ihrem Elemente zu schwimmen; Luise konnte dabei die standesmäßigen Honneurs erlernen, und dem Oberamtmann war Alles recht, was seine Gemahlin mit ihrem Exil in der Provinz aussöhnte. „Also" — überlegte der wohlweise Schreiber — „keine Störung! Wir wollen die Sache später anbringen. Aber was soll's auch noch? Bald genug wird am Tage sein, wohin der hochmüthige Ankerwirth zu wohnen kommt! Dann wird das Fräulein seine Morgenbesuche im Anker einstellen. Ach, dort kehrt sie zurück, wahrhaftig mit ganz gerötheten Wangen."

Am Schlusse dieses Selbstgespräches öffnete der Oberamtsschreiber das Fenster. Aber er konnte es nicht über's

Herz bringen, zu thun, als ob er Luisen nicht sähe. Wie im Scherz hob er drohend gegen sie den Finger auf, um ihr in's Gewissen zurückzurufen, auf welchen Wegen sie gewandelt; dann trat er mit einem höhnischen Lächeln auf den zusammengepreßten Lippen in's Zimmer zurück. Luise zitterte, als sie heraufstieg; aber ihre Mutter lag noch in den Armen des Schlummers. —

Die ersten Stunden des Nachmittags waren vorüber. Karoline v. S* hatte Alles gethan, um einen würdigen Empfang der erwarteten Gäste vorzubereiten. Der silberne Theekessel, eine Aussteuer ihres Mannes, dampfte nach der Sitte ihrer Vaterstadt in der Ecke des stattlichen, mit langen damastenen Vorhängen gezierten Saales; der mächtige, hauptsächlich für die geistlichen Herren berechnete Rauchapparat bildete eine Pyramide von thönernen Pfeifen, wie sie an den monatlichen geistlichen Amtskapiteln vormals umgingen; die Spieltische waren links und rechts von der großen Tafel geordnet und draußen mochte der wallende Rauch des Kamins den Ankömmlingen schon von ferne verkünden, daß hier nicht blos Thee gebraut, sondern in der Küche auch an gröbern Stoffen tüchtig gearbeitet werde. Der Oberamtmann, der sonst nicht gerne viel Umstände machte, hatte doch seinen beblümten Schlafrock mit dem Staatskleide vertauschen müssen; die Toilette der Gemahlin war untadelhaft, Luise aber fühlte sich glücklich, ihren geheimen Gang nicht verrathen zu sehen. Schwieriger war die Frage der guten Unterhaltung zu lösen, da man sich immerhin gegenseitig

noch etwas fremd war; aber die Oberamtmännin rechnete darauf, daß die geistlichen Herren schon den rechten Ton angeben würden, und für die Verlegenen war l'Hombre und Boston gerüstet.

Die geladenen Gäste kamen allmälig an, zunächst der Kammerer des geistlichen Kapitels mit dem Pfarrer von Greifensee, etwas nachher der Doktor von Uster und der Landschreiber, sowie einige andere, untergeordnete Beamtete des Bezirks. Der wohlehrwürdige Dekan, ein etwas beleibter Sechsziger, traf am spätesten ein, aber immer noch frühe genug, um den Ehrenplatz auf dem weichen Polster einzunehmen. In dessen Nähe rückte der Oberamtmann seinen Lehnstuhl; die Frauen und Töchter aber, die ihren Ehemännern auf dem Fuße nachfolgten, oder theilweise auch sich entschuldigend vorauseilten, wurden von Karoline und Luise in das anstoßende Gemach geführt, wo ein besonderer Frauentisch gerüstet war. Hier entspann sich denn auch zuerst eine lebhafte Unterhaltung, die sich freilich meist um städtische Verhältnisse drehte. Wir haben keinen Grund, diese Heimlichkeiten auszuplaudern, da sie zu unserer Geschichte nur in ferner Beziehung stehen. Luise schien sich mehr für die ländlichen Verhältnisse von Greifensee zu interessiren, auf welche aber ihre schönen jüngern Nachbarinnen nicht gerne eintraten; Karoline v. S* dagegen glänzte in gesellschaftlichen Erinnerungen, die sie auffrischte, und die der bescheidenen Frau Pfarrerin zu ihrer Linken, welche ihre Jugend ebenfalls in der Stadt zugebracht hatte, oft einen

Ausruf der Verwunderung über den Fortschritt der Zeit und den Rückschritt der Sitten, oft auch einen leisen Seufzer über entschwundene Genüsse abrangen.

Ernster wurde die Unterhaltung am Herrentische. Nach einigen flüchtigen Erinnerungen an die „klassische“ Jugendzeit von Seite des Oberamtmann's wurde das Gespräch bald auf die Licht- und Schattenseiten der Gegenwart gelenkt.

Der anwesende langjährige Vorstand des Kapitels der Geistlichkeit war kein Freund des Fortschrittes, wie er unter dem Namen von „Freiheit und Gleichheit“ am Ende des vorigen Jahrhunderts verkündet worden war. Er erinnerte mit Wehmuth daran, wie nicht nur manche Zünfte in der Stadt, darunter seine eigene, ihre Stammhäuser aufgegeben und ihr gemeinsames Gut vertheilt hätten, sondern wie selbst die Geistlichkeit von dem Gefühl der allgemeinen Unsicherheit ergriffen worden, so daß manche Kandidaten das Wort Gottes mit dem Söldnerschwert oder mit dem Schlangenstabe Merkurs vertauscht hätten. Noch jetzt sei auf dem geistlichen Amt ein Theil jenes Bannes geblieben, der wie ein geistiger Rausch die vernünftigsten Männer umstrickt habe. Er konnte sich einiger sarkastischer Bemerkungen über den seligen Lavater nicht enthalten, der zuerst den gallischen Hahn als den Verkünder einer bessern Zeit begrüßt und dann seine Meinung ebenso schroff wieder geändert habe. Er nannte ihn den Cagliostro seiner Zeit und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß der Oberamtmann der auch jetzt sich

kundgebenden Neuerungssucht, die seit der Julirevolution in Frankreich in unerträglicher Anmaßung hervortrete, in seinem Amtsbezirk einen starken Damm entgegensetzen sollte, daß er in dieser Beziehung heilige Pflichten und Manches gut zu machen habe, was sein in Gott ruhender Vorgänger im Amt ohne bösen Willen verschuldet.

„Haben Sie Neuigkeiten?" rief der Landschreiber, der lieber die Zeitung als die Bibel las, dem Doktor zu, um den Eindruck dieser etwas vorlauten Zumuthung, die mit Stillschweigen hingenommen wurde, zu verwischen. „Die Freitagszeitung ist diese Zeit her auch gar zu mager."

Etwas überrascht schaute der Doktor auf, der mit seinem Nachbar ein Privatgespräch geführt und dabei sehr lebhaft gestikulirt hatte. „O ja", erwiderte er schalkhaft, „die Schatten der Unterwelt stehen auf. Haben Sie die große Märe des Tages noch nicht vernommen, die, man weiß nicht woher entsprungen, durch alle Gemeinden, durch alle Webstuben schleicht? Man raunt sich zu, das Regiment des Bürgerkönigs in Frankreich werde von kurzer Dauer sein; Napoleon, heißt es, lebe noch immer, sein Tod sei eine Lüge der Engländer gewesen, bereits habe er St. Helena verlassen, um die Zügel seines Reiches zum dritten Male zu ergreifen!"

„Von den Todten kömmt Keiner wieder", sagte der Oberamtmann ernst.

„Und doch spuckt Napoleon noch immer in den Köpfen der Leute", erwiderte der Doktor. „Er hat der Schweiz eine

vernünftige Verfassung gegeben, die dem Volke heute noch lieber ist, als die, welche es jetzt hat."

Der Dekan schoß einen giftigen Blick auf den Doktor. „Ja, wie Cäsar der römischen Republik", platzte er heraus und stund auf, seine Pfeife zu stopfen.

„Schade", sagte der Doktor, „daß Napoleon seine Kraft nicht mehr nach Innen wenden konnte. Hätte er in Rußland gesiegt, wer weiß, welchen Veränderungen Europa entgegen gegangen wäre. So aber erscheint mir seine denkwürdige Laufbahn wie die eines großen Kometen, der nach einiger Zeit verschwindet und einen breiten Feuerstreif nach sich zieht, . . . wer weiß, was aus ihm wird? Doch, Sie sind ja ein Stern- und Wetterkundiger", fuhr der unerschrockene Jünger Aeskulap zu dem Pfarrer von Greifensee gewendet fort, „wissen Sie, was aus den Kometen wird?"

„Das läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen", versetzte dieser. „Indessen haben mehrere Gelehrte vermuthet, daß diese Schweifsterne sich später als ordentliche Planeten in unser Sonnensystem einreihen."

„Ei, da hätten wir ja eine Vermehrung der regierenden Häuser zu erwarten", lachte der Doktor.

„Dazu ist jetzt wohl wenig Aussicht vorhanden", meinte der Kammerer. „Aber das ist richtig, es gährt noch in dem unruhigen Frankreich wie in einem Hexenkessel und", setzte er mit einem bedeutungsvollen Blick auf den Oberamtmann hinzu, „auch unter unserm Volke."

Der Oberamtmann zündete ruhig seine Pfeife an,

blies einige blaue Wölklein in die Luft und erwiderte lakonisch: „Die Geistlichen sehen immer etwas schwarz und der Bauer ist nie zufrieden."

„Das Letztere ist richtig", versetzte der Landschreiber. „Erst vorgestern sagte der Dorfburli zu meiner Frau, es müsse wohl bald wieder einmal nach der Volkszahl regiert werden. Die Städter hätten lang genug den Nidel oben von der Milch weggenommen."

„Ein schöner Regent, der Dorfburli", erwiderte der Oberamtmann. „Es wäre am Besten, sie setzten in jedem Dorfe einen großen und kleinen Rath ein, so hat Jeder ein Pöstlein."

„Eben darum handelt es sich", unterbrach ihn der Kammerer. „Ehegaumer und Geschworner ist den jungen Köpfen zu wenig und zum Sigristen und Vorsinger will sich Keiner mehr melden. Aber in den großen und kleinen Rath gingen sie, und der wäre ihnen der liebste Oberamtmann, den sie selbst einsetzten."

„Hat schon noch Zeit", sagte gelassen der Oberamtmann; „wollten sie nicht auch lieber selber die Zinse einziehen?"

„Bodenzinse und Zehnten, die müßten ihm frei werden", fiel der Landschreiber ein, „so hat mir letzthin der Müller in's Gesicht gesagt, und Schulen müsse es auf dem Lande geben, wie in der Stadt, damit ihre Buben auch studiren könnten."

„Flausen, Flausen", tröstete der Oberamtmann. „Da hat auch einmal Einer von Zwingli wissen wollen, was

er von ihm halte, und darauf die Antwort bekommen: „„daß Du der dümmste Bauer seiest, der in meiner Herren Landen sitzt,““ und das, denk' ich, gilt nicht blos von Einem, sondern heute noch so ziemlich von Allen!“

Der Dekan lachte, daß er den Husten bekam. Eben wollte der Oberamtmann sich eine neue Pfeife stopfen, als der Amtsschreiber hastig in's Zimmer trat und ihm einige Worte in's Ohr flüsterte. Sichtlich erschrocken meldete der gutmüthige Stellvertreter der Regierung, daß er sofort in Staatsgeschäften sich entfernen müsse. Aus der Hauptstadt war ein staubbedeckter Courrier angelangt und außerdem im Schloß in diesem Augenblick ein hoher Besuch eingetroffen. Die Gesellschaft löste sich mit einiger Ueberraschung auf, als der Oberamtmann schnell unter der Thüre verschwunden war, und seine Gattin hatte Mühe, die Bestürzung, die sich auch ihrer bemächtigt hatte, zu verdecken. Nach einer kleinen Viertelstunde waren die Gäste sämmtlich auf dem Heimwege begriffen und ergingen sich in allerlei Vermuthungen über den Besuch im Schloß, da ihnen die Anwesenheit eines herrschaftlichen, mit zwei prachtvollen Apfelschimmeln bespannten Galawagens im Hofe nicht entgangen war.

Sechstes Kapitel.

Droben in der Amtsstube hatte der Oberamtmann ein böses Examen zu bestehen, und er bestund es schlecht. Die Landesregierung hatte ihn aufgefordert, über die seit den Julitagen mehr und mehr im Volke wachsende Gährung Bericht einzusenden und sich einzelner unruhiger Köpfe nöthigen Falls mit Gewalt zu versichern. Er aber hatte nirgends eine Gefahr wahrgenommen, hatte im Gegentheil an die „gnädigen Herren und Obern“ eine rührende Schilderung von der Ruhe seines Bezirkes gemacht, obschon er zugeben mußte, daß hie und da Flugschriften herumgeboten würden, die namentlich eine Aenderung des bisherigen Verhältnisses der politischen Repräsentation zwischen Stadt und Land bezweckten. Von anderer Seite aber hatten die Machthaber von Zürich ganz Anderes vernommen und in den letzten Tagen sogar sehr bedrohliche und fast unglaubliche Berichte erhalten. Ihre Stellvertreter auf der Landschaft wurden daher durch Eilboten angewiesen, mit möglichster Wachsamkeit jeden Anlaß zu einem „Aufruhr“ oder einer Revolution im Keime zu

erdrücken. Dabei blieb es indessen nicht, sondern wie ehedem die Götter des Olymps in wichtigen Zeitläuften den Königen der Erde und ihren Gemahlinnen und Töchtern Besuche abstatteten und die Gedanken und Meinungen der armen Sterblichen prüften, so hatten sich ohne Säumen jetzt einige Häupter der Aristokratie herabgelassen, da und dort persönlich auf der Landschaft zu rekognosciren. Und so kam es, daß auch der regierende Bürgermeister, von allerlei Besorgnissen erfüllt, sich überzeugen wollte, wie es draußen stehe, und sich beigehen ließ, einigen gutmüthigen Schlafmützen, wie z. B. dem Oberamtmann in Greifensee in eigener Person den Pelz tüchtig auszuklopfen. In der That war er es selber, der für eine kurze Stunde im hiesigen Oberamtsschloß erschienen war und durch seine plötzliche Ankunft sogar Karoline von S* in Bestürzung versetzt hatte. Seine Excellenz verstund es, dem gehorsamen Diener in dieser kurzen Unterrichtsstunde den Kopf so zurecht zu setzen, daß dieser seine Umgebung plötzlich mit ganz andern Augen anschaute. Er hatte durch den Mund des allmächtigen und allwissenden Junkers Dinge vernommen, die er sich nicht einmal hätte träumen lassen, und da diese Mittheilungen zugleich mit einem ernsten Verweis, betreffend seine Sorglosigkeit und Unthätigkeit, verbunden waren, so fand er, daß jetzt mit Umsicht und Energie gehandelt werden müsse. Fast wäre er untröstlich gewesen, hätte Seine Excellenz nicht beim Abschied Karolinen v. S* eine huldvollere Aufmerksamkeit bewiesen als ihm selber. Aber der schlaue

Staatsmann kannte die Menschen zu gut und wußte, daß die Welt ebenso sehr durch Frauen als durch Männer regiert wird; darum hatte er, soweit es nöthig war, die Gemahlin des Oberamtmann's zur Mitwissenden von dero hohen Absichten gemacht und ihr auf eine feine Art empfohlen, auch ihrerseits nicht zu vergessen, welcher Stadt und welchem Geschlecht sie entstammt sei und daß ihr Gatte, vermöge seiner Stellung im Staate, schuldig sei, die Erhaltung der Vorrechte und die Herrschaft der Vaterstadt über das Landvolk sichern zu helfen.

Das Nächste, was nun folgte, war eine Art von Gardinenpredigt, welche die Frau Oberamtmännin an ihren Gemahl gar kräftiglich hielt. Der Arme war froh, als er sie hinter sich hatte; trüben Sinnes zog er sich in sein Arbeitszimmer zurück. Droben wollte er sich in seinen Nachtrock werfen, die Pantoffeln anziehen und eine Pfeife anzünden, um wo möglich sich vermittelst des zauberischen Kräutleins Nicotiana in eine bessere Stimmung zu versetzen; dann aber fühlte er wieder die Nothwendigkeit, diese Nacht noch seinen Pflichten nachzukommen, und das konnte doch nicht im Schlafrock geschehen. Spät am Abend, als Seine Excellenz schon längst wieder aus dem oberamtlichen Schlosse verschwunden war, hatte er noch eine obrigkeitliche Verfügung erhalten, des Inhalts, unverzüglich mit dem Ankerwirth Kaspar Fischer ein Verhör vorzunehmen, ihm sämmtliche Punkte der beigelegten anonymen Klageschrift zur Beantwortung vorzulegen und sodann rasch nach Befund zu handeln. Unschlüssig saß

er da auf seinem in altväterischen Schnörkeln geschnitzten Lehnstuhl, das verhängnißvolle Papier in der einen Hand, in der andern die lange Pfeife, in ehrerbietiger Entfernung vom Mund weggezogen, bis er die Hauptpunkte der Beschuldigung herausgefunden und die Gedanken soweit geordnet hatte, um zu einem Entschluß zu gelangen.

Jetzt stand er auf, sah durch die Fenster, öffnete eines davon und streckte das sorgenschwere Haupt in die Nacht hinaus. Drüben im Anker brannten die Lichter hell; es mußte dort ein ordentlicher Abendsitz versammelt sein; auch schimmerte ein Licht aus dem Stüblein des Ankerwirths, das alsbald verschwand. Ein Gefühl wie Mitleid schlich über die Seele des Oberamtmanns; er murmelte etwas zwischen den Zähnen aus den Jahrbüchern des Tacitus, dort herum, wo die Rede ist von den heimtückischen Angebern im Staate, diesem fluchwürdigen Geschlechte, das den Untergang des öffentlichen Lebens herbeiführte und niemals genug durch Strafe im Zaum gehalten worden sei. Der gutmüthige Mann bestand jetzt noch ein anderes Examen, eine Prüfung vor Gott und seinem Gewissen, und er bestund es besser, als das vor dem Amtsbürgermeister! Er erinnerte sich, wie das sittliche Gefühl edler Völker ganz anders über diese Kreaturen geurtheilt hatte, als die Caligula, die Nerone und Domitiane, oder jener Tiberius, der dieses im Dunkeln schleichende Geschmeiß „Wärter der Gesetze“ zu nennen beliebte; es kam ihm zu Sinn, daß das alte freie Rom den heimtückischen und verleumderischen Angeber mit ewiger

Verbannung strafte und daß die Athener ihm zur ewigen Schande das Brandmal auf die Stirne prägten! Wer war es denn, der den Ankerwirth aus dem Versteck so erbärmlich in die Pfanne gehauen? Warum mußte dieser Fall gerade jetzt passiren, im Anfang der oberamtlichen Wirksamkeit des v. S*, ein Fall, der offenbar wie gemacht war, zunächst von Seite der Gemeindegenossen von Greifensee eine Fluth von Gehässigkeit auf ihn und seine Familie zu wälzen! —

Eine kleine Weile hatte sich der Oberamtmann in diese Gedanken verloren, als er bemerkte, wie im Anker drüben der Wirth ein Licht im Hintergrunde des Hausganges abstellte und mit Jemanden vor die Thüre trat, dem er noch einige Worte im Finstern zuflüsterte. Der stille Horcher glaubte den grauen Valentin zu erkennen, der sich mit einem Pack unter dem Arm um die Ecke schlich und dem Ankerwirth mit heiserer Stimme zurückrief: „Zählt auf mich!"

Der Oberamtmann machte das Fenster zu. Jetzt fiel ihm plötzlich wieder ein, daß ja auch Seine Excellenz, der Junker, von einem gewissen Wirth in der Umgebung, der an politischen Versammlungen theilnehme, als von einem klugen aber gefährlichen Manne gesprochen habe, und was ihm vor einer Viertelstunde noch seine Frau über diesen „Nachbarn" in sichtlichem Eifer für die gute Sache aufgetischt, das schien fast an Wahrscheinlichkeit zu grenzen. Die Aufträge Fischers an Valentin, ja schon sein geheimer Verkehr mit diesem unheimlichen Menschen

mußten weitern Verdacht erwecken. Der Oberamtmann klingelte. Er war noch im Staatskleid, daher die herbeigerufene Magd ganz verwundert den Befehl hinnahm, sofort die beiden Amtsknechte heraufzuschicken.

Was jetzt geschah, war nichts Anderes, als was Valentin schon gestern dem Ankerwirth vorausgesagt. Der Ankerwirth ward durch den einen Knecht zu dieser späten Stunde noch in's Schloß hinüber beschieden und nach bestandenem Verhör in Haft gesetzt, trotz der Bitten und des Wehklagens der Seinigen. Der andere Knecht wurde mit dem Haschier in derselben Nacht noch in's Tobel gesandt, um den Valentin in seinem Nest auszunehmen und alle bei demselben sich vorfindlichen Papiere zu Handen des Oberamts zu erheben. In einer Stunde kamen die Beiden dort an, nachdem sie sich ohne Laterne auf ungewöhnlichen Wegen der Hütte durch Dorn und Gestrüpp genähert hatten; aber der Vogel war ausgeflogen. Niemand gab den ungestüm Anklopfenden Antwort, als die Eule, die in einer nahen Kluft ein trauriges, durch Mark und Bein gehendes „Wygg" und „Wühüh" anstimmte.

„Horch", sagte der Amtsknecht zum Haschier, „das ist der Todtenvogel. Einer von uns muß bald in's Gras beißen."

„Ja, denk' Du zuerst", sagte der Haschier mit einem gewaltigen Schlag auf die Thüre, vor dem sie krachend aus den Pfosten flog. „Die sich am meisten fürchten, holt der Teufel vor den Andern!"

Sie traten jetzt in den innern Raum der Hütte.

Der Amtsknecht machte mittelst Stahl, Zunder und Schwefelholz Feuer und zündete den Docht eines kleinen Oellichts an, das auf dem alten, verfallenen Tische stand. Mitten auf dem Tisch lag ein ganz reines, bedrucktes Blatt; außer demselben war in dieser armseligen Waldhütte Nichts zu finden, als einige wenige Ueberreste kärglicher Nahrung, ein paar alte Fetzen, die den Namen Kleidungsstücke nicht verdienten, und einiges zur Kesselflickerei gehörige Werkzeug. Der Rauch hatte die Wände mit Ruß überzogen und es schien unglaublich, daß ein Mensch sich dazu entschließen konnte, in dieser elenden Abgeschiedenheit zu leben.

„Der Graue ist ein sonderbarer Kerl", sagte der Haschier, mit seinen stechenden Augen in allen Winkeln umherspähend. „Wie er nur in dem Loche wohnen mag!"

„Er lebt in der Freiheit", sagte der Amtsknecht mit halb ernster, halb spottender Miene.

„Schöne Freiheit das", brummte der alte Soldat und sann einen Augenblick darüber nach, ob sie Wache halten oder umkehren sollten. „Der Valentin muß vor kurzer Zeit hier weggegangen sein", sagte er dann nach einer Weile, „sonst wäre der verfluchte Oeldampf nicht in der Stube. Ohne Zweifel hat er irgend eine seiner Wanderungen angetreten; laß uns das Blatt da mitnehmen, ich kann's nicht lesen, aber ich denke, es wird was ausweisen."

Erst nach Mitternacht kamen die Beiden in's Schloß zurück und machten dem Oberamtmann, der in Spannung

mit langen Schritten das Zimmer auf und abging, Bericht. „Es ist gut", sagte er dann, indem er dem Haschier das Blatt aus der Hand nahm, „geht und legt Euch schlafen. Niemand soll um Euern Gang in's Tobel wissen!"

Der Oberamtmann biß sich auf die Lippen, als er das Blatt jetzt bei Lichte besah. „Tod und Teufel!" fuhr der sonst so ruhige und gesetzte Mann gleich heraus, „also doch wahr? Sie wagen es, in einer gedruckten Aufforderung zu einer großen Volksversammlung nach Uster einzuladen, um ihre rechtmäßige Regierung zu stürzen, die Vorrechte der Stadt über den Haufen zu werfen und das Steuerruder selbst in die Hand zu nehmen! Und diese Proklamation wird im Kanton herumgeboten, auf Schleichwegen verbreitet, durch Reitende, Fahrende, Fußgänger in alle Gemeinden eingeschmuggelt, denn übermorgen wollen die Rasenden zusammentreten! O ich kurzsichtiger Narr!"

Augenblicklich erstattete er der Regierung den nöthigen Bericht und legte das verhängnißvolle gedruckte Blatt dazu, um es mit Tagesanbruch durch einen Eilboten nach Zürich zu senden und von dorther Verhaltungsregeln zu empfangen.

Der Oberamtmann, von sich widersprechenden Gefühlen bewegt, konnte nicht schlafen. Aber er war nicht der Einzige in Greifensee, der die Augen nicht schloß; die Nachricht von Fischers Verhaftung war spät noch in die benachbarten Häuser gedrungen und Ruedi und seine

Mutter brachten unter Schluchzen, Thränen und muthlosen Besprechungen die Nacht in der Stube hin. Sie waren aus dem Schlosse zurückgekehrt, wo man ihre Bitten nicht gehört, wohl aber ihnen erlaubt hatte, dem unglücklichen Vater einige Bettstücke in das feuchte Gefängniß zu tragen, damit er in der kalten Novembernacht nicht friere. Auch hatte der Oberamtmann versprochen, den Ankerwirth die nächsten Tage noch nicht nach Zürich abführen zu lassen. Es war dies ein kleiner Trost für die Armen; aber die unmittelbare Nähe des Kerkers ließ bald den geringen Schimmer von Hoffnung in ihren Herzen wieder erlöschen und peinigte sie abwechselnd mit den Bildern ihrer eigenen düstern Zukunft und dem traurigen Geschick des armen Gatten und Vaters.

Siebentes Kapitel.

Es ist ein angenehmes Gefühl, draußen die Winterstürme sausen zu hören, wenn man in der Nähe eines warmen Ofens sitzt. Auch auf der Straße zu gehen im dicken, zugeknöpften wollenen Kleid, wenn die Windstöße rauh durch die kahlen Pappeln fahren, kann einem Spaß und Vergnügen machen, wenn es am Gelde im Sack nicht fehlt, sich in der nächsten Schenke bei irgend einem guten Oberländer oder Schaffhauser einzuquartieren. Aber in Holz und Feld, mit dürftigen, dünnen Lappen bekleidet und ohne Strümpfe der Kälte Trotz zu bieten, im erstorbenen Gebiete der Natur suchend herumzuwühlen, um einige abgestorbene Reiser des Waldes, einige vergessene Klötze Torf vom sumpfigen Moor als Feurung heimzuholen, damit ein kranker Vater oder eine arme alte Mutter sich noch ein wenig erlabe, ehe sie drüben auf den Kirchhof unter die große Rasendecke zu liegen kommen, — das ist ein trauriges Thun und eine bittere Pflicht. Zur Zeit, wo die Vögel aus dem Lande fortgeflogen sind und die Wolken wie graue Säcke am Himmel hangen, sein

Lieb zu verlieren, oder nackt und entblößt, den trostlosen, stumpfen Blick von finsterer Zukunft umhangen, ausziehen zu müssen aus dem Lande seiner Väter, um sein ganzes Weh und Glück dem falschen Meere zu vertrauen, nachdem die Lieblosigkeit der Menschen allen Glauben und alle Hoffnung aus dem verwaisten Herzen hinweggenommen, — es sind fürchterliche Stunden, in denen die zerrissene Brust blutet und nicht selten auch verblutet!

Von all' diesen Bitterkeiten fühlte der Ankerwirth einen Tropfen in den Becher seines Lebens ausgegossen. Er hatte sein Verhör mit Unerschrockenheit und in allen Punkten, wie es einem ehrlichen Manne geziemt, mit Wahrheit bestanden. Er konnte nicht in Abrede stellen, daß er sich der vom Jahr 1804 her über ihn verhängten Strafe durch Flucht entzogen; aber er deutete auch mit fester Stimme an, er habe geglaubt, nach so langjähriger Abwesenheit, nach ebenso langem unbescholtenem Aufenthalt in der Gemeinde Greifensee, wo er weniger bekannt gewesen, als in seiner Heimatgemeinde, jetzt nicht mehr vor ein Tribunal gestellt zu werden, dessen Urtheile gegen die in den unglücklichen Bockenkrieg Verwickelten eigentlich nichts Anderes als gemeine Rachsucht geathmet hätten. Auf dieses Geständniß hin hatte der Oberamtmann die Verhaftung vorgenommen. Die ersten Stunden der Nacht brachte der Gefangene in dumpfer Betäubung zu. So ruhig und fest er vor dem Oberamtmann gestanden, so sehr brach er jetzt vor den grauen Mauerwänden seines Gefängnisses zusammen. Dann preßte ihm der Gedanke

an den Kummer der Seinigen beim Anblicke der hergetragenen wärmenden Bettstücke heiße Thränen aus. Ein paar Stunden saß er da, in glühende Wehmuth aufgelöst, worin sein Groll leise verkochte und in tiefgeholte Seufzer verdampfte. Dann hatte er noch die Heimkunft des Amtsknechtes und des Haschiers gehört und sich eine Zeitlang in Vermuthungen und wirren Vorstellungen ergangen, was dies wohl zu bedeuten hätte und ob es mit seinem Fall in Zusammenhang stünde; endlich war er gegen Morgen von Müdigkeit, Schlaf und Kummer überwältigt eingeschlummert. —

Als der graue Tag langsam an den Himmel stieß, da erst übersah er mit der ganzen kalten Klarheit des beruhigten Verstandes seine Lage. Wie anders hatte er gestern noch gerechnet! Seine Fahrt über den See, seine Wanderung nach dem schönen Dorf Stäfa hatte nicht dem Nachtage des Jahrmarktes gegolten, der hier mit all dem fröhlichen Gewühl, mit all jenem verlockenden Lärm und jener humoristischen Festtagsstimmung abgehalten wurde, welche die Märkte am See stets auszeichneten. Es hatten sich dort im obern Saal des Hauptwirthshauses zur Krone über hundert Männer aus allen Theilen des Kantons zu einer letzten Versammlung zusammengefunden, um über einen wichtigen Schritt, den man früher schon allgemein als das einzige Rettungsmittel für die gegenwärtige Lage des Kantons bezeichnet hatte, über eine unter offenem, freiem Himmel abzuhaltende Volksversammlung zu berathen. Aus den Ober-

ämtern Horgen, Uster, Meilen, Grüningen und Greifensee waren tüchtige, kernhafte, biedere Männer als Abgeordnete erschienen, welche alle von der günstigen Stimmung und dem guten Willen des Volkes in ihrer Heimat Zeugniß gaben. Es war ein rührender Moment, als sich die Männer alle, bekannt und unbekannt, kräftig die Hände schüttelten, sich mit fragenden, leuchtenden Blicken in die Augen schauten, dann gedrängt und fast athemlos innerhalb und außerhalb der geöffneten Thüren an den Worten geachteter Sprecher hingen und endlich einhellig zu dem Antrage stimmten, den Kampf gegen eine übermüthig gewordene Aristokratie, die ihre feierlichsten Eide schnöde gebrochen und in einem Zeitraum von 325 Jahren zum siebenten Male dem Volk seine Rechte und Freiheiten genommen, nicht durch Gewalt der Waffen, sondern auf dem Wege einer großartigen, vom ganzen Lande ausgehenden politischen Kundgebung des Volkswillens aufzunehmen. Die Gemüther waren durch diesen Beschluß in eine außerordentliche Spannung versetzt; aber allgemein vernahm man auch die Losung, der Stimme der Leidenschaft kein Gehör zu geben, dem Geiste der Unordnung nicht zu huldigen und die Schranken der Achtung und Mäßigung nicht zu überschreiten, um gerade dadurch zu zeigen, daß das Volk einer größern Freiheit würdig sei und daß es die ihm entwundenen und wiederum erhaltenen Rechte nicht mißbrauchen werde!

Dem Ankerwirth klopfte das Herz in einem Sturm und Jubel, als er gegen den Abend den Heimweg antrat.

Ein neues Leben pulsirte in ihm; eine neue Zeit wuchs vor seinem Geiste empor. Er trug unter dem Arm einige Hunderte von Aufrufen, die im Laufe desselben Tages noch gedruckt und zur schnellsten Verbreitung ausgetheilt worden waren. Hiezu hatte Fischer den grauen Valentin bestimmt und ihn darum gestern Abend schon auf seine Zurückkunft hin bestellt; denn schon am folgenden Montag sollte das Volk in Uster zusammentreten und dazwischen lagen nur noch zwei Tage. Es war Nacht, als er zu Hause anlangte; nie war er froher heimgekommen. Der Graue saß schweigend vor einem halbgeleerten Branntweinglas, neben dem ein Stück Schwarzbrod lag. Er hatte es gleich weg, daß der Ankerwirth, den er mit einem durchdringenden Blick musterte, mit seinem heutigen Gang zufrieden war. Bald wurde er in's Stübchen beschieden. Hier lüftete Fischer dem alten Kriegskameraden von Bocken den Schleier des Geheimnisses, den er gestern noch nicht heben zu dürfen glaubte, und sagte ihm kurz und gut, welche Aufgabe Valentin zu übernehmen habe.

„Ich hab' es längst gewußt“, sagte dieser, „daß etwas Derartiges im Werke sei. Meint Ihr, der graue Valentin sei auf den Kopf geschossen? Oder seine Ohren seien vernagelt, wie eine eroberte Haubitze? Aber gebt die Blätter da nur her, ich denke, es sind Brandraketen, ich will sie in die Hütten und Herzen des Landvolks schleudern, daß es eine Art hat. Ha, soll und darf ich das noch erleben! Soll noch ein Tropfen von Linderung,

noch ein Strahl von Freude in dieses alte, zu Stein gewordene Herz kommen! Gebt, gebt, Ihr sollt sehen, Ihr sollt mit mir zufrieden sein! Ich warte den Morgen nicht ab, diese Nacht noch mach' ich mich auf die Beine; ich habe keine Ruhe und keine Rast, bis mir der letzte Fetzen aus den Händen ist!"

Der Graue hatte etwas Dämonisches in seinem Antlitz gewonnen. Er strich mit der Hand über das Gesicht; war es eine in den Bart herabgesunkene Thräne, deren Spur er verwischen wollte, oder wollte er die hunderterlei Gedanken, die ihm jetzt durch den Kopf zu blitzen schienen, verbannen, um vorläufig einem einzigen, dem Gedanken an die ihm überbundene Pflicht und das was damit zusammenhing, Geltung zu verschaffen? Der Ankerwirth mußte ihn in seinem aufsprühenden Feuer mäßigen und ihm ernstlich in allen Dingen die größte Vorsicht empfehlen.

„Die könnt Ihr vielleicht bald selber brauchen", erwiderte etwas empfindlich der Graue; „es sind diesen Nachmittag sonderbare Vögel eingezogen da im Schloß drüben, Elstern und Krähen, schwarz wie der Teufel, die bedeuten selten Gutes, seht Euch vor!"

Fischer wußte es schon, aber sein Herz hatte seine Freude; er dachte an nichts Böses, als er den Valentin verabschiedete. Dieser hatte seinen Lauf spornstreichs in's Tobel genommen, hatte dort in seiner Waldhütte eines der Blätter, die den gedruckten Aufruf enthielten, auf den Tisch gelegt, um es zum ewigen Andenken für sich

aufzubewahren, hatte dann, was er zu seiner Reise brauchte, sich aufgeladen und war mitten in der Nacht aufgebrochen nach der Seite des Gebirges hin. Während er die dunklen, aber ihm wohlbekannten Pfade über Wiesen, Sumpfland und Gehölz leichten Herzens und nichts spürend von der Schwäche des Alters durchschritt, war seine Klause, wie wir bereits wissen, erbrochen, war der Ankerwirth dem Kreise der Seinigen entrissen worden. —

So hatte dieser verhängnißvolle gestrige Tag geendet, dem Fischer jetzt nachsann und den er wie eine trügerische Sonne im Nebel hinter sich versinken sah. Einige Worte des Oberamtmanns, die er in seinem aufgeregten Gemüth umherwälzte, ließen ihn das Schlimmste befürchten. Sollte wirklich der ganze Plan, auf den sich die Hoffnung der gesammten Bevölkerung stützte, den Alleinherrschern am Ausfluß der Limmat verrathen worden sein? Konnte die Regierung wirklich daran denken, wie vor dreißig Jahren, einzelne Landestheile mit Exekutionstruppen zu überziehen? Sollten sich alle jene Rohheiten einer städtischen Soldateska gegen Wehrlose erneuern? Sollten auch jetzt wieder die Machthaber ihre Hände in Blut waschen, wenn das Volk, eingeschüchtert, seine Führer im Stich ließ, und es gelänge sie zu erwischen? In dieser Weise wälzte das Gemüth des Gefangenen wie eine schwergehende See Frage auf Frage. In den engen Mauern, in welche von oben durch eine kleine Oeffnung nur ein spärliches Licht fiel, fühlte er jedes Gefühl doppelt tief, dachte er jeden Gedanken zwiefach scharf, hegte er den Groll, der jetzt wieder aus dem

Grunde seiner kräftigen Natur aufstieg, mit verstärkter Heftigkeit. Die verschiedensten Stimmungen wechselten in ihm. Bald hatte ihn eine vollständige Hoffnungslosigkeit gepackt, die wie ein Geier schonungslos an ihm nagte; bald hatte er in einem aufflackernden Rachegefühl, das seinen Kräften neuen Schwung gab, jenen wilden Feind erwürgt und stund im Geiste auf der Felsenzinne großer Entwürfe und mächtiger Hoffnungen, von der er mit leuchtenden Augen in's weite Land heruntersah, — bis dies Spiel der einander verdrängenden und bekämpfenden Gedanken ihn ermüdet hatte und er in eine Art dumpfen Hinbrütens verfiel. So kam der Abend heran und dann der Morgen und dann wieder der Abend. Der Sonntag war vorüber; das mehrmalige feierliche Geläute der Kirchenglocken hatte des Ankerwirths Geist nur trüber und düsterer gestimmt. Er hörte das Jauchzen einiger am Schlosse vorüberziehender Bursche, deren Weinlaune dem Landvogt Nichts nachfragte und sich in wilden Ausbrüchen einer schauerlichen Gurgelstärke Luft machte. Auch diese Störungen der nächtlichen Ruhe waren endlich verhallt. Finsterniß quoll aus den Gründen der Nacht, deren Sterne der dichte Nebel umhüllte. Es mußte schon spät sein; Fischer war, von dem ganzen Gewicht des kommenden, entscheidungsvollen Tages übermannt, eingenickt. Plötzlich fuhr er aus seinem halbwachen Zustande empor und horchte nach der Seite hin, wo die Fensteröffnung war. Noch einmal pochte es mit drei leisen Schlägen. Dann rief es von oben in den dunklen

Raum hinunter: „Ankerwirth! Seid Ihr wach!“ Es war Valentin's Stimme.

„Ha, bist Du es“, fuhr der Gefangene auf.

„Seid ruhig, macht keinen Lärm“, flüsterte heiser der Graue. „Bleibt guten Muthes; morgen, hoff' ich, ist Euer Erlösungstag. Ich bin zurück, Alles geht nach Wunsch. Das ganze Land bricht auf nach Uster. Eure Frau und der Ruedi lassen Euch grüßen. Geduldet Euch und seid ein Mann.“

„Ich danke Dir, Valentin“, rief der Ankerwirth mit einer Stimme, die aus einer mit tiefster Anstrengung arbeitenden Brust kam.

„Lebt wohl!“ rief es draußen. Fischer hörte, wie der Graue langsam die Sprossen der Leiter herabstieg und wie diese selber dann nach einer Weile von der Mauer weggezogen wurde.

„O Gott!“ rief der durch dieses Wagniß und die unerwartete Nachricht plötzlich in einen neuen innern Sturm versetzte Mann, indem er in der Finsterniß die beiden Arme weit geöffnet emporstreckte, als ob er den ganzen Himmel an seine breite Brust drücken wollte. Dann verbarg er sein Haupt in die Kissen, um sein Schluchzen und die hervorbrechenden Thränen zu ersticken. Nach und nach wurde er ruhiger. Eine unglaubliche Milde zog in seinem Innern ein; sein Gemüth war wie die Luft nach einem Gewitter, wenn die Sonnenstrahlen wieder hervorblitzen, wenn Busch und Baum regenschwer dastehen im farbigen Licht und ihre Honigdüfte sich mit

Erdgeruch vermengen, der als ein wahrer Geruch des Lebens in den entwölkten, kühlern Abend emporsteigt. Zum ersten Male schlief er jetzt seit drei Tagen wieder einen gesunden, festen Schlaf, aus dem er erst wieder erwachte, als ihm der Schließer sein Schwarzbrod und den frischgefüllten Wasserkrug zum Morgenimbis hereinstellte.

Achtes Kapitel.

Aus dem Nebelmorgen des 22. Novembers des Jahres 1830 stieg eine schöne, goldene Sonne heraus. Die Bevölkerung des Kantons Zürich strömte vom See, vom Gebirge, von der Thur und aus dem Tößthal in Schaaren, die kein Ende nahmen, an die angesetzte Landsgemeinde. Ja, das war der ewig denkwürdige Tag von Uster, an welchem der zürcherische Freistaat seine Wiedergeburt feierte, an welchem ihrer Dreißigtausend auf offenem Feld, im Angesichte der ewig freien Berge durch ihre aufgehobenen Arme in leidenschaftsloser Ordnung und Mäßigung das Wort des Dichters zur Wahrheit machten: „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und wär' er in Ketten geboren!“ Der Geist der Republik hatte sich aus seiner Zaghaftigkeit herausgerissen und schwebte siegend und alle Herzen anhauchend über dem ungeheuren Knäuel der hehren Versammlung. Das war der Tag von Uster, dem selbst die komische Seite nicht fehlte, an dem aber die harmlose Großheit eines gerechten Volkswillens aus dem Herzen eben dieses Volkes hervorbrach wie die

lautere Macht eines brausenden Stromes aus starren Granitfelsen, sich mit unwiderstehlicher Wucht ein neues, breiteres Bett schuf und alles Schwankende, Unhaltbare und Morsche in ihren hochgehenden Fluthen begrub. Es war ein Ereigniß, dessen heilsame Folgen bald sich überall kund gaben, denn eine allgemeine, nie gesehene Begeisterung ergriff die Landschaft; die Hoffnung eines wahrhaft goldenen Zeitalters zauberte mitten in den Winter hinein einen Frühling, dem sich alle Geister erschlossen.

Auch der Ankerwirth athmete wieder die Luft der Freiheit. Die bisherigen Regenten waren Schritt für Schritt dem Gegner gewichen; ihre Stellvertreter auf dem Lande konnten gleichfalls nichts Besseres thun, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Eine allgemeine Amnestie war über die bei dem Volksaufstand von 1804 Betheiligten ausgesprochen worden. In Folge davon mußte auch Fischer seiner Haft entlassen werden; Frau Barbara und Ruedi sahen es mit sprachlosem Entzücken, als er, frei und ledig, vom Schloß zum Anker herunterschritt und sie mit Thränen in den Augen in seine Arme schloß. „Danket Gott, ihr Lieben, daß es so gekommen ist", das waren die einzigen Worte, die er im ersten Augenblicke des Wiedersehens hervorbrachte.

Bald wurde es lebendiger im Anker als je. Der junge Most des neu entfesselten öffentlichen Lebens gährte Land auf Land ab in den Köpfen. Es war eine neue Zeit angebrochen, die ihren Ausdruck in vielfacher Art suchte und erst noch finden lernte. Der Oberamtmann

tröstete sich mit Cicero's „Tuskulanen" und betrachtete schließlich die friedliche Revolution als ein Naturereigniß, in das man sich so gut als möglich zu schicken habe. Nicht so geduldig ertrug seine Frau den Umschwung der Dinge. Sie ärgerte sich mehr als nöthig ob den geringfügigsten Sachen und mußte endlich, was sie längere Zeit nicht mehr gethan, im Worte Gottes ein Stütze suchen, um sich aufzurichten. Am Sonntag nach der Volksversammlung saß sie in sich gekehrt, die Bibel in der Hand, an einem Fenster, das auf den See hinausging. Die Stelle, die sie aufschlug, hieß: „Liebet eure Feinde!" Das kam ihr schwer an. —

Zwei Tage nach seiner Befreiung stund der Ankerwirth an dem Grabe eines Mannes, der ihm in früherer Zeit wie in den letzten Tagen die wichtigsten Dienste geleistet hatte. Der graue Valentin ward schon am Vorabend des Ustertages, als er mit waghalsiger Keckheit dem gefangenen Fischer von dem Stand der Sache und dem Erfolg seiner Thätigkeit Nachricht gab, in Folge seiner nächtlichen Wanderungen von Unwohlsein befallen, dergleichen er sonst als eine eisenfeste Natur, die Wind und Wetter trotzte, selten an sich verspürt hatte. Nichtsdestoweniger war er an der Volksversammlung von Uster gewesen. Als er zurückkam, blieb er gegen seine Gewohnheit in sich gekehrt; er schien den Stoff zu seinen gewöhnlichen beißenden Bemerkungen in die allgemeine Freude des Tages versenkt zu haben. Es war eine Stille und Ruhe in ihm, die man nicht an ihm gewohnt war;

sein Auge blickte nicht mehr so wild umher. Es schien eine Ahnung in ihn gekommen, daß sein Leben in dem letzten Ereigniß einen Haltpunkt, einen Abschluß gefunden habe. Und der alte Freund der Müden und Bekümmerten ließ ihn nicht lange warten. In vier Tagen brach er seinen Leib zusammen; ein hitziges Fieber streckte ihn hin, noch ehe Fischer wieder daheim war. Frau Barbara hatte den todtkranken Mann nicht aus dem Hause gelassen. Er wollte zwar durchaus draußen im Walde sterben; endlich aber fügte er sich der freundlichen Zurede der Ankerwirthin. In der Fieberhitze phantasirte er viel von vergangenen Zeiten, von den politischen Kämpfen der Revolutionsperiode und schweifte im Geist insbesondere in jenen erschütternden Tagen herum, wo er mit dem Ankerwirth als Soldat Willi's auf der Bocken gestanden. „Siehst Du", rief er im Fiebertraum aus, „siehst Du, Kaspar, das dort ist der eidgenössische Soldat, der mir die alte Mutter mit einem Bajonnetstich verwundet hat. Mit einem ganzen Haufen dringt er jetzt in die Hütte des armen Leinewebers, der dort noch am Webstuhl arbeitet und, von seiner Kugel in die Brust getroffen, herunterfällt. Siehst Du, wie die Unmenschen, mordlustige, irregeführten Miteidgenossen, die große Flasche Kirschwasser herunterlangen und sie mit Pulver vermengt aussaufen? Schieß' ihn todt, den Hund, ich hab' keinen Schuß Pulver mehr!" ... „Horch", rief er dann nach einiger Zeit wieder, „hörst Du die Sturmglocken von Horgen herschallen, das macht sich schaurig zu dem Ka-

nonen- und Gewehrfeuer! Hörst Du, nun fängt es auch in Wädensweil an! Hojo, das Volk ist auch dort Meister geworden. Alle fünf Glocken ... ha, sieh', wie dort alte Männer, wie Weiber, Knaben und Mädchen mit Sensen, Kärsten und Gabeln bewaffnet aus dem Boden herauswachsen! Vorwärts, Chäpper! Teufelskerle, unsere Scharfschützen, Mann für Mann treffen sie! Hast noch Pulver? Gib mir davon! Sie sagen, der Willi sei am Bein verwundet, glaubt's nicht, 's ist eine höllische, verfluchte Lüge, dort steht er neben der Kanone, die wir ihnen abgenommen. Hinein, hinein, nach der Stadt; jagt ihnen nach, laßt ihnen keinen Athem, schlagt die Thore ein ... ah, so! ..."

Am letzten Tage kehrte mit der eingetretenen Mattigkeit und Todesmüde für eine kurze Zeit sein Bewußtsein wieder. „Ruedi", fragte er den neben ihm stehenden Sohn des Ankerwirths, „ist Dein Vater noch nicht da?"

„Nein", erwiderte dieser, „aber wir haben Bericht, daß er morgen frei wird."

„Ja", versetzte der Graue, dessen Augen geisterhaft aus dem blassen Gesichte herausstarrten, „er wird frei und ich werde auch bald frei. O du guter Knabe, halte Deine Eltern in Ehren, dann trittst Du in eine Zukunft, die wir mit Schmerzen erkauft haben, damit sie Euch Rosen bringe! Grüße mir Deinen Vater, wenn ich ihn nicht mehr sehe. Ich danke Euch für Eure Pflege, sie hat mir so wohl gethan!" Bei diesen Worten strich er mit dem müden Arm langsam über die nassen Augen. Ruedi weinte still neben seiner Mutter, die jetzt auch

herzugetreten war, um dem Kranken noch ein kleines Kissen unter den Kopf zu stoßen, damit er leichter athme. Am Abend hatte er ausgekämpft und lag fahl da, schöner im Tod als im Leben. Der Tod hatte die Züge der Bitterkeit, die Furchen des Jahre langen Schmerzes in seinem Antlitz gemildert und geglättet und nur jenen strengen Ernst darin zurückgelassen, welcher das Gepräge seines eigenen Wesens ist. —

Am folgenden Tag war Fischer heimgekommen. Valentin's Hinschied hatte ihn zu allem Andern mächtig ergriffen. „Er war von Haus aus eine gerade Seele", sagte er zu dem Arzt, der die Leichenschau hielt, „aber erlittenes Unrecht machte sein Herz bitter und verfeindete ihn den Menschen, die er verachtete, wie sie ihn verachteten. Aber das Bessere war in ihm nicht ausgestorben; er hat seinen Tod im Dienste des Geistes von Uster geholt!"

„Ja", sagte der Doktor, „und nun liegt er da, weil er hienieden Nichts mehr zu thun fand, gleichsam die entseelte Hülle des Rachegeistes vergangener Geschlechter, deren Liebe sich in Haß verkehren mußte, deren Leben wie ein Regentag vorüberzog, welcher erst am späten Abend in glühenden Wolken den schönern Morgen verkündete! Ankerwirth, wir haben gesiegt, wir haben wenigstens jetzt den Boden errungen für eine republikanische Entwicklung unsers öffentlichen Lebens, aber laßt uns größer sein als unsere bisherigen Peiniger, — laßt uns den Haß zu Grabe tragen! Nur dann wird unser Thun ganz gelingen!"

„Ihr habt Recht“, erwiderte der Ankerwirth. „Es gibt unter den Städtern eine Anzahl der edelsten Männer, ohne deren Hülfe wir, wie ich erst jetzt erkenne, nie zum Ziele gelangt wären. Wir wollen uns unseres Sieges nicht überheben; das Strohfeuer flackert wohl eine kurze Zeit, die wahre Aufklärung aber, die wir jetzt zu verbreiten haben, tritt leise auf, geht langsam und kommt erst dann zum Vorschein, wenn sie etwas Gutes gethan hat. Laßt uns dahin arbeiten; das Schwerere kömmt hinten nach, es wäre schlimm, wenn wir unsere Aufgabe nicht erkennen würden!“ —

Der graue Valentin ruhte schon Monate lang unter der Schneedecke des Winters, als im ganzen Land das Volk zum ersten Mal von seinem errungenen Wahlrecht Gebrauch machte. Fischer hatte mit Neujahr auf die Wirthschaft zum Anker verzichtet; er war durch die letzten Vorgänge ernster gestimmt und wollte, nachdem er ein mäßiges Vermögen erworben, sich lieber ganz der Landwirthschaft zuwenden. Unerwartet wurde er jetzt durch die Nachricht überrascht, er sei als der Erste in den Dreiervorschlag für die Stelle eines Oberamtmanns oder Statthalters, wie man jetzt die ehemaligen Landvögte nannte, gewählt. Bald darauf folgte auch die Bestätigung der Regierung. Der ehemalige Ankerwirth, jetzt Statthalter der neuen Regierung (welch' ein Feuer zündete das in der Brust der Oberamtmännin von S* an!), nahm die Stelle mit schwerem Herzen an und unter der Voraussetzung, sie bald an einen würdigern und gebil-

detern Mann wieder abgeben zu dürfen. Aber er füllte seine Stelle aus, der alte Ankerwirth. Nicht mit hoher Gelehrsamkeit, aber mit seinem gesunden Verstand, mit seinem geraden Wesen, mit Gerechtigkeit und Billigkeit und mit unverdrossenem Fleiß und Eifer.

Es gab wohl Einzelne, und unter diesen waren der Ehegaumer und der Tobelmüller die lautesten, welche immer noch die Meinung festhielten, der ehemalige Ankerwirth Kaspar Fischer gehöre eher an den Schatten als an die Sonne; es sei eine Schande für den ganzen Kanton, daß Einer, der schon einmal im Loch gesessen, nun gar Statthalter werde, und wenn da kein Unterschied mehr gelte, so werde die neue Regierung nicht so lange halten, als die alte, und wie die Reden alle hießen. Aber der Ankerwirth blieb ihnen zum Trotz Statthalter und sein Sohn, der Ruedi, ging noch ein halbes Jahr lang nachher in's Pfarrhaus, als der Oberamtmann von S* mit seiner Familie den Schloßsitz zu Greifensee schon wieder mit der Hauptstadt vertauscht hatte. Ja, diese dummen, geizigen Kerle, die auf ihrem ererbten Gelde hockten wie der Teufel auf einer armen Seele und dazu Augen machten wie Kröten auf einem Tünchel, ärgerten sich noch über ganz andere Dinge. Durch die Aenderung der Landesverfassung war nicht nur manchem wohlhabenden Bauernsohn, sondern auch weniger Bemittelten die Aussicht auf die ersten Stellen des Staates eröffnet. Die allgemeine Vorbildung, die Ruedi bei dem Pfarrer von Greifensee seit ein paar Jahren, freilich etwas auf der

Schnellbleiche, genossen hatte, befähigte ihn dennoch, eine leidliche Prüfung an der neuerrichteten Hochschule in Zürich zu machen. Darüber platzten nun Jene fast vor Neid und Mißgunst, denn ihre Kinder hatten, wie sie selber, Nichts als Mist stampfen gelernt.

In der That, wer nach einigen Jahren den Sohn des Statthalters sah, der hätte in ihm, wenigstens auf den ersten Augenblick, nicht wieder des Ankerwirths Ruedi erkannt. Er hatte immer noch seine großen, gutmüthigen blauen Augen, deren Blick stets wie eine sinnige Frage auf Andern ruhte; aber er war um einen ganzen Kopf gewachsen und auf diesem erhöhten Kopfe trug er eine rothe, mit Silberborten gestickte Cerevismütze und auf der Brust schlenkerte er einen mächtigen Tabaksbeutel von demselben Zwirn umher; unter den linken Arm war die lederne Mappe mit den Orakelsprüchen der Professoren eingeklemmt und in der Rechten führte er den Ziegenheimer so gut, wie ehemals den Dreschflegel in der Scheune des Wirthshauses zum Anker. Und dabei schritt er so forsch durch die Straßen und über die Brücken, daß er sogar manchen seiner frühern Bekannten von Greifensee, der etwa an einem Markttag in die Stadt kam, zu übersehen schien. Freilich that er auch, was viele seiner Mitstudirenden nicht thaten, was er aber schon zu Hause gelernt hatte, er arbeitete tüchtig, denn die Kunst ein Staatsexamen zu machen, ohne Etwas gelernt zu haben, war damals noch nicht erfunden. Auch ließ es der Vater an wohlgemeinten Zusprüchen nicht fehlen.

Der ehemalige Oberamtsschreiber, den noch der alte von S* wegen Fälschung fortgejagt, sank zu einem Winkelwirth in der Stadt herab. Wer den giftigen Menschen mit seinen verglasten Augen sah, wie er jetzt vor Gevatter Schuster und Schneider Kratzfüße machte, wenn sie ihm seinen sauren Bendlikoner abtranken, der mußte sich selber sagen, daß diesem Nichtswürdigen Recht geschehen.

Die Frau Oberamtmännin von S* starb bald. Man sagt, sie habe sich zu Tode geärgert. Ihr stolzer Geist konnte die ganz umgewandelten Verhältnisse nicht ertragen.

Ein paar Jahre verflossen und Rudolf kehrte mit seinen Heften ausstaffirt als ein verständiger, junger Mann zu seinen Eltern zurück, um sich nach den langen und anstrengenden Vorbereitungen auf die glücklich bestandene juristische Prüfung zu erholen. Vater und Mutter hatten wie billig ihre Freude daran, daß ihnen der Sohn unverdorben und vom feurigsten Eifer beseelt, sich eine Zukunft zu schaffen, zurückkam. Ungefähr gleichzeitig mit dem Abgehen Rudolfs von der Universität war der alte Oberamtmann von S* wieder nach Greifensee übergesiedelt. Es wurde ihm nach dem Tode seiner Frau zu geräuschvoll in der Stadt; er sehnte sich in die Stille, auf's Land. Da hatte nun die Regierung den alten Oberamtssitz, das Schloß von Greifensee, zum Verkauf ausgeboten und der Oberamtmann hatte es unter der Hand erstanden und war dann auch sofort bei anbrechendem Frühling mit Luisen hinausgezogen. Diese war unterdessen zur Jungfrau herangeblüht; sie zeigte in

etwas die stolze Haltung ihrer seligen Mutter, hatte aber ihr früheres gutmüthiges, lebhaftes Wesen durchaus beibehalten. Sie war und blieb ein Kind der Natur; einfach und ungezwungen in Allem, was sie that und sprach, bezauberte sie Jedermann, der sie sah und hörte. Als Rudolf, der für einmal an die Stelle des frühern Oberamtsschreibers getreten war, mit Frau Barbara, seiner Mutter, eines Abends der Tochter des Oberamtmann's unter den jung belaubten Bäumen der Allee begegnete, stund Luise gar freundlich bei der Statthalterin still und knüpfte ein Gespräch an, worin sie in Wehmuth ihrer verstorbenen Mutter gedachte, aber bisweilen auch den Blick mit schüchternem Wohlgefallen auf dem jungen Manne ruhen ließ. Rudolf wurde nach einiger Zeit mit seinem Vater beim Oberamtmann, der sich ordentlich mit der neuen Zeit ausgesöhnt hatte, zu Tische geladen. Das offene Wesen des jungen Kandidaten sprach den Oberamtmann an. Es lag darin nicht der kriechende Ton des alten Amtsschreibers, es war das freie, stolze Bewußtsein, das Pflichterfüllung und rechtschaffener Sinn dem Beamteten aus dem Volke verleihen. Bei dem nunmehrigen Statthalter entschuldigte sich der Oberamtmann wiederholt wegen der frühern Vorfallenheiten. Fischer lachte jetzt darüber. Seinem biedern Charakter konnte eine schuld- und grundlos erlittene Schmach nicht zur Unehre gereichen. Die Männer wurden Freunde und gute Nachbarn und besuchten einander in den spätern Stunden des Abends.

Nach einiger Zeit ging ein Gerede in der Gemeinde, das sich bald in die ganze Umgegend verbreitete. Es hieß, des Statthalters Sohn werde die Tochter des ehemaligen Oberamtmann's heirathen. Und so war es auch. Ihre Herzen, die einander längst in kaum bewußter Liebe geschlagen, hatten sich gefunden und der Oberamtmann hatte unter der Bedingung, daß der Schwiegersohn zu ihm auf's Schloß ziehe, seinen Segen dazu ertheilt. Rudolf's Vater gab seine Stelle auf und, wie vorauszusehen war, wurde der Sohn an seiner Statt gewählt. Dem Oberamtmann dünkte es eine Genugthuung, daß die Bauern jetzt wieder auf's Schloß kommen mußten, wenn sie etwas bei'm Statthalter anzubringen hatten; der Pfarrer von Greifensee aber, als er die Namen der beiden Brautleute in sein Eheregister eintrug, sagte mit unverhehlter Freude: „Wer hätte das gedacht, daß die alte und die neue Zeit sich in diesen Beiden so glücklich vereinigen würde!“

Todesglocken.

Eine Erzählung.

Erstes Kapitel.

Der Waldbenz und seine Mutter.

Ueber dem Bantiger graute der Morgen. Auf den Straßen, die von allen Seiten der Landschaft nach Bern führen, herrschte ein reges Leben. Allenthalben wirbelte von jenen zahllosen kleinen Fuhrwerken, auf denen die Landleute ihre Waare zum Verkauf bringen, ein dichter Staub empor. Es war heute nur ein gewöhnlicher Markttag; aber Feld und Wiese lagen zum ersten Mal unter einem wolkenlosen Himmel im Frühlingsschmuck vor Aller Augen, der Wald hauchte seine Harzdüfte erfrischend in jede Brust, und Mancher, der seit Wochen die luftigen Arkaden der Hauptstadt nicht mehr gesehen, wurde vom schönen Wetter verlockt, die beschwerliche Feldarbeit zu Hause für dies Mal einzustellen. Als jetzt die Sonne ihre ersten Strahlen über die stahlblauen und grünen Bergrücken in die Welt hineinsandte und der goldene Tag die Herrlichkeit der jungen

Saat enthüllte, da athmete manch' Menschenherz auf und wurde froh im Innersten, weil es nach den Täuschungen der vergangenen Jahre wieder auf einen reichen Ertrag an Baum- und Feldfrüchten hoffen durfte. Sichtbar erheiterten diese Gedanken an eine sorgenfreie Zukunft hier das Gemüth eines kranken Weibes, das die ersten Veilchen und Maiglöcklein in einem Korbe stundenweit zur Stadt trug; dort den gedrückten Geist eines weißhaarigen Alten, der sein mühsam zusammengelesenes Holz auf einem elenden Karren dem kaum stärker bemittelten Kunden zuschleppte. Im Ganzen aber schien der bunte Troß der meisten Landleute, die sich in der Frühe aus dem entlegenen Thal von Goldwyl zusammenfanden, doch nicht blos von dem Eindruck der günstigen Witterung beherrscht zu werden. Wenigstens ertönte heute der fröhliche Jodler, oder ein weithinschallender Jauchzer aus ungeübter Kehle seltener als sonst aus den eifrig geführten Gesprächen der Marktleute heraus. Das Aufwachen der Natur konnte auch nicht Ursache davon sein, daß die stämmigen, schwarzgebräunten Männer und die rothbackigen weiblichen Wagenlenker so hitzig ihre Thiere antrieben, rechts und links ohne sich zu grüßen vorüberstoben und einander fast Rad und Achse abfuhren, um nur so bald als möglich die Wipfel der hundertjährigen Lindenbäume und den Münsterthurm in Sicht zu bekommen, der majestätisch über die Felsen der Plattform in die reine Luft dieses klaren Apriltages hineinragte.

In der That, etwas Anderes führte heute so vieles

Volk zu Fuß und zu Wagen nach Bern. Es wurde der Menge wieder eines jener blutigen Schauspiele gegeben, die ihre dämonische Anziehungskraft auf die rohern und sinnlichern Naturen immer noch beibehalten haben, — es fand eine Hinrichtung statt.

In dem mehrere Stunden von Bern entfernten Thal von Goldwyl war das Opfer geboren, das heut auf dem Richtplatz verbluten sollte. Es war ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, den man in der ganzen Umgegend nur unter dem Namen „Waldbenz" kannte. Die Geschichte des Unglücklichen fällt zusammen mit derjenigen vieler anderer Verbrecher, die schon in ihrer frühen Kindheit die Mutter oder den Vater oder beide Eltern verloren, oder deren Vater oder Mutter schon Verbrecher oder Säufer oder sonst liederliche und verkommene oder geistig gestörte Menschen waren. Es ist traurig, — aber die Anklage muß immer wieder mit allem Nachdruck erhoben werden, daß die menschliche Gesellschaft selber durch ihre sträflichen Unterlassungssünden einen großen Theil der Verbrecher erzeugt, welche ihre Sicherheit und ihre Existenz bedrohen, dieselbe Gesellschaft, die sich das Recht anmaßen will, einem Menschen zur Sühne seines Verbrechens das Leben zu nehmen! —

Schon die Mutter des Waldbenz verkam als ein Opfer der Schlechtigkeit des ersten Vorstehers von Goldwyl. Das Lisabethli war armer Leute Kind gewesen und früh ein Waislein geworden. Die Gemeinde hatte das Mädchen einer geringen Taunerfamilie übergeben,

bei der es aufwuchs, ohne zu einer bestimmten Arbeit oder zu einem ausschließlichen Beruf angehalten zu werden. Für die Landarbeit taugte es nicht viel; nicht weil es faul war, aber es wurde auf dem Feld bei der kleinsten Anstrengung bald müde, obgleich es Backen hatte wie Rosen und aussah wie die Gesundheit selber. Es war eine schnell und hochaufgeschossene Blume; als es unterwiesen wurde, ragte es um einen ganzen Kopf unter seinen Gespielinnen hervor. Dabei hatte es ein angenehmes, munteres Wesen; seine großen, dicken Zöpfe schlenkerten ihm anmuthig über den Rücken herunter und seine schwarzen Schlehenaugen lugten fröhlich und klug in der weiten Welt herum.

Nun traf es sich, daß einige Wochen nach Ostern der Postbote der weit umher zerstreuten Gemeinde das Zeitliche segnete. Er war nicht mehr gut herumgekommen, der alte Pandur. Längst hatten Viele gemurrt über seine sprüchwörtlich gewordene Langsamkeit und Saumseligkeit, und es war ihnen recht, daß der Postdienst von jüngern Beinen besorgt werden sollte. Nun gab es wohl einige alte Bränzer, die sich darum bewarben; aber von diesen schlaffen, verserbelten Lumpen konnte keine Rede sein, und jüngere Bursche schämten sich dazu sich herzugeben. Da kam der Tauner auf den Einfall, das Lisabethli könnte vielleicht den Dienst besorgen und damit ein hübsches Stück Geld verdienen; auf dem Feld könne man es doch nicht brauchen und man müsse ihm Zeit lassen auszuwachsen, sonst habe es nächstens die Schwind-

sucht am Hals. Beim Botendienst könne es hübsch herumspazieren, das sei ihm gesund; auf den entlegenern Höfen erhalte es zu essen und zu trinken in Hülle und Fülle, dann sei zu Hause ein Maul weniger zu füttern und er habe das Kostgeld halb umsonst; auch komme es so in der halben Welt herum und werde zuletzt eine lebendige Chronik, so daß das zu seinem fernern Glück vielleicht ein erster Schritt sei. Mit diesen Gedanken wanderte unser Taunerlein, ohne dem Lisabethli Etwas davon zu sagen, schnurstracks zum gestrengen Ammann der Gemeinde.

„Er sei eigentlich noch etwas verwandt mit dem Lisabethli", meinte der Ammann, „so aus der siebenten Suppe ein Tünklein; er wolle dem Kind nicht vor dem Brod sein; es sei hübsch und manierlich, fast wie ein Herrenkind aus der Stadt, und seinetwegen könne es die Stelle haben. Treu und verschwiegen werde es wohl auch sein, denn das gehöre dazu; es gebe Sachen, die nicht Jeder zu wissen brauche, und wenn man in alle Häuser komme, so sei es gar nicht nöthig, daß man Alles, was man sehe und höre, wieder regelmäßig herumsage."

Der Tauner rühmte das Lisabethli gar hoch, und auf den Antrag des Ammanns machte der Gemeinderath das achtzehnjährige Mädchen zur Bötin. Es vergingen aber nur ein paar Jahre, bis es, grundverdorben und durch die Schuld des genannten Vorstehers in's Unglück gestürzt, die Stelle, die es nie hätte antreten sollen, wieder verlor. Im Anfang machte sich Alles gut, denn das Lisabethli war ein gelenkes, windschnelles Ding, das seine Aufträge

pünktlich ausrichtete. Mit der Sicherheit in seinen Verrichtungen und der Zufriedenheit der Leute stellte sich indessen bei ihm nach und nach ein gewisses Gefühl geistiger Ueberlegenheit gegen Seinesgleichen ein, während auf der andern Seite der ewig gleiche Lauf seiner Tagereisen ihm schon nach einigen Monaten langweilig vorkam und irgendwelche Zerstreuung forderte. So geschah es, daß sein Zünglein bald mehr als nöthig sich in Bewegung setzte und sich in der verschiedensten Beurtheilung der Dorfbewohner erging. Wenn es einen weiten Weg in einen der entlegenern Höfe gemacht, setzten ihm die Leute fast regelmäßig ein Glas Branntwein und Brod vor, wohl auch ein Restchen von einem Schinken oder so Etwas. „Trink' nur", hieß es dann, „und iß; Du bist jetzt müd' und mast sauft; sei nicht so dumm und ruh' ein wenig aus, Du hast nicht mehr viel Briefe in der Tasche und kommst wohl noch herum." Dann wurde gefrägelt und geplaudert und erzählt, daß es eine Art hatte. Nur leise, wie mit Sammetpfötchen wurden diese Unterhaltungsgegenstände anfänglich berührt; aber je weiter man dieselben spann, je länger man sich kannte und je öfter man zusammen kam, um so gründlicher wurden sie verhandelt. Es konnte nicht fehlen, daß das Lisabethli nach kurzer Zeit wirklich die lebendige Chronik von Goldwyl wurde. Dabei gefiel ihm der Schnaps immer besser und ging ihm bald ein wie Wasser; es fühlte sich wohl und glücklich in der heitern Aufregung und rosigen Stimmung, die er ihm verschaffte, und bei dem spöttischen

Muthwillen, womit er ihm die Zunge löste, blieb es Keinem, der es foppen oder necken wollte, die Antwort schuldig.

Jedermann hatte zu dieser Frist noch das allezeit fröhliche Lisabethli gern. Manch kecker Bursche that ihm schön und suchte sich mit ihm einzulassen; aber das Meitschi lachte sie aus und ließ sie wieder laufen. Und doch ward immer mehr klar, daß der stets häufiger genossene Branntwein bei ihm in anzüglichen Redensarten und unbändigen Manieren wie ein unheimliches Feuer emporflackerte und daß eine mächtig erwachte Sinnlichkeit verzehrend in seinem Innern brannte. Niemand hatte das so schnell heraus wie der Ammann von Goldwyl, der alte Sünder. Ein verschmitzter, hinterlistiger Kopf war er, das mußte ihm auch der Neid lassen. Schon vor zwanzig Jahren, als er noch Knecht beim alten Pfarrer war, hatte er ein Mädchen aus dem Dorf zum Opfer seiner Lüsternheit gemacht und war, da er es nicht heirathen wollte, nach Amerika ausgewandert. Nach längerer Zeit, als Gras über die Geschichte gewachsen war, kehrte er als ein geriebener Schlaukopf zurück und schwang sich langsam und auf Schleichwegen zu seiner jetzigen Stellung empor, heirathete eine wohlhabende Frau, die aber starb, nachdem sie ihm zwei Töchter geschenkt. Er war jetzt schon seit zehn Jahren Wittwer, besaß Haus und Hof und betrieb eine im Herbst und Winter sehr gangbare Wirthschaft, die aber im Sommer Tags über, besonders zur Zeit der Heu- und Kornernte, leer stand und dann

wie ausgestorben war. Da der briefliche Verkehr mit dem Ammann der Gemeinde einer der regsten im Dorfe war, so kam das Lisabethli natürlich alle Tage in's Haus. Es mußte alle Briefe im Hinterstübli beim Ammann selber abgeben, der immer sehr freundlich mit ihm that, sobald es Niemand sah. Oefters, wenn seine Töchter draußen auf der Wiese mit den Knechten und Mägden gabelten und zappelten, wenn kein Gast im Hause und der Ammann mutterseelenallein im Hinterstübli war, holte er eine Flasche Yvorner und ein Stück Käse oder Schinken aus dem Keller, nöthigte das Lisabethli zum Essen und zum Trinken und führte gar verwunderliche Reden. Schmeichelei und tückische Wohlmeinenheit verbargen anfänglich sein unehrliches Gelüsten; aber immer wüster brach dasselbe aus der wildlustigen Stimmung hervor, in welche der Wein die Beiden von Zeit zu Zeit versetzte. Das Lisabethli erlag endlich wehrlos dem Andrängen des Wüstlings, und die Frucht einer dieser unseligen, einsamen Stunden war — der Waldbenz.

Der Ammann hatte dem Lisabethli Berge Goldes versprochen, wenn es schweige. Es hielt auch wirklich reinen Mund, obgleich der wahre Sachverhalt ziemlich offenkundig war. Wer wollte den allmächtigen Vorsteher, dessen lederfarbenes Gesicht so gescheidt lächelte und dessen pechschwarze Haare so kluge, stechende Augen beschatteten, zur Rede stellen? Solche ehrgeizige und schlechte Vorgesetzte vermögen eben sehr bald eine ganze Ortschaft zu verderben; heimlich und langsam schleicht das Gift der

bösen Nachahmung durch die Gemeinde und der gefräßige Wurm einer blos geheuchelten Zucht und Ehrbarkeit bohrt sich tief in's Herz der kommenden Geschlechter! —

Das Lisabethli kam jetzt durch die weise und salbungsvolle Fürsorge seines weitläufigen Vetters und Beschützers mit seinem Kinde zuerst in den Gemeindespital. Es bekam aber vor dieser wohlthätigen Anstalt einen so heiligen Respekt, daß es mit Zusammenraffung all seiner Kraft es durchsetzte, wieder bei der Taunerfamilie wohnen zu dürfen, wo es für sich und sein Büblein das Kostgeld bezahlte. Um dieses zu erübrigen, wurde es Bötin nach Bern, krämerte und grämpelte daneben lustig auf allen Märkten des Kantons herum und führte von nun an immer mehr das wechselvolle Leben einer zügellosen Dirne. Von der frühern jugendlichen Anmuth seines Gesichtes waren nur noch geringe Spuren vorhanden; seine Züge streiften mehr und mehr an Frechheit, und das Laster der Trunksucht verhunzte vollends seinen schwachen Charakter zum traurigen Zerrbild eines völlig verloren gegangenen Menschen.

Sechs Jahre später fand das Lisabethli an einem verkommenen, prahlhansigen Elsässerkrämer einen ihm ebenbürtigen Lebensgefährten. Als ihn der Ammann fragte, ob er glaube, sich mit dem Lisabethli durchschlagen zu können, gab der struppige Blousenmann, aufgebracht über eine so ehrenrührige Rede, zur Antwort: „Gott verdommi, ich wärd' doch khönne en Froü ärrholte!“ Damit war die Sache abgethan. Der Krämer steckte die

sechszig Thaler, womit ihm die Goldwyler ein für allemal auch das Kind Lisabethli's, den kleinen Benzli, zur Aufnahme in seine elsässische Heimatsgemeinde überbanden, vergnügt in den Sack und klimperte damit auf der Straße und im Wirthshaus, als ob er ein Fabrikant oder ein reicher Müller wäre. Um dieses Geld war es offenbar dem Elsässer hauptsächlich zu thun; es reichte gerade hin, einige Schulden zu bezahlen und mit dem kleinen Rest sich über die Hochzeitstage gütlich zu thun. —

Wieder ein Jahr war vergangen seit der Abreise Lisabethli's in's Elsaß, da langte eines Abends in Goldwyl mit der Post, von einem Landjäger aus Bern begleitet, ein Büblein an, das der Gemeinde gehöre und als Bettler und Vagabund in der Nähe von Basel sei aufgegriffen worden. Polizeiliche Nachforschungen hatten ergeben, daß es das Kind Lisabethli's war. Da der Krämer die von den Goldwylern erhaltene Summe für Verpflegung des Knaben in seinen eigenen Sack gesteckt und nach der Heirath sich jeder weitern Verpflichtung für enthoben gehalten, so hatte die elsässische Gemeinde das Büblein abgewiesen und dessen Aufenthalt nur unter der Bedingung gestattet, daß ein Heimatschein für dasselbe eingelegt werde.

„Das werde jetzt bim Donnerschieß öppe nit so pressire", meinte das Lisabethli. „Das Geld ist fort und ich muß mich schämen wie ein Hund, wenn wir das Kind jetzt schon der Gemeinde zuschicken oder von ihr Schriften begehren." So blieb der Benzli einstweilen

bei seinem Stiefvater im Elsaß. Von Erziehung war da freilich keine Rede. Der Krämer behandelte ihn übel; wenn seine Frau allein auf den Märkten herumschlampete, so bekam Benzli von ihm zu Hause mehr Schläge als zu essen; bisweilen sperrte er ihn in ein feuchtes Kellerloch und ließ ihn erst am folgenden Tag wieder heraus. Waren beide Eheleute fort, so blieb das arme Kind sich selbst überlassen; mitleidige Nachbarn gaben ihm zu essen, wenn es hungerte, und die Worte, die dabei ausgestoßen wurden, fielen bei dem Knaben, so jung er war, auf fruchtbares Erdreich. Wunderbar kräftig entwickelten sich bei ihm die bösen Triebe, und welch' muthiger Wille in dem siebenjährigen Büblein steckte, das zeigte sich erst, als dasselbe nach einer neuen harten Züchtigung durch seinen Stiefvater eines Morgens auf- und davonlief und sich von Thüre zu Thüre bettelnd durch's Land trieb. Es fand bald da bald dort aus Barmherzigkeit der Leute einen längern oder kürzern Unterschlupf, plagte sich in den Ställen beim Vieh kümmerlich durch die Welt, geschupft und gestoßen, bald hier bald dort von der Polizei aufgegriffen, mit Verbrechern und Vagabunden zusammengebracht, — was Wunder, daß es in erschreckend kurzer Zeit verwilderte und verlotterte! Als es vom Landjäger nach Goldwyl gebracht wurde, hatte es seit Jahresfrist in keinem Bett mehr gelegen!

Ist vielleicht dieses arme Wesen das einzige im Land, das durch die Lieblosigkeit der Seinen jämmerlich verkümmert und in spätern Jahren zum Verbrecher wird?

Als Benzli mit dem Landjäger nach Goldwyl zurückkam, war großer Aerger im Land. Aber was nützte das? Die Versteigerung der Waisenkinder an die Meistbietenden war gerade wieder vor der Thür und so traf denn auch den Benzli dieses Schicksal. Das Loos verschlug ihn zu blutarmen Leuten, in eine schmutzige Hütte, die draußen wie ein böses Gewissen am Rande des großen Gemeindewaldes lag. Hunger leiden mußte er hier nicht; so viel Verstand hatten seine Pflegeeltern, welche beide als Tagelöhner streng arbeiteten und gewohnt waren, regelmäßig ein ordentliches Essen einzunehmen. Aber von einer Erziehung und Wegleitung war weiter keine Spur. Der Knabe war, wie früher, fast ganz sich selber überlassen; die Schule besuchte er kaum die Hälfte Zeit. Am liebsten machte er müßige Streifereien in das einsame Feld oder in die Tiefe des Waldes, für welche er bald einen in der Nähe wohnenden ältern Knaben, den Peter Christen in der Moosrüti, zum Kameraden erhielt. Verwegen bis zur Tollkühnheit schreckte der Waldbenzli (so nannte man ihn allgemein) schon jetzt vor keinem Wagniß zurück. Er saß am Rande des Abgrunds auf dem spitzigen Felsblock, auf den er mit Lebensgefahr sich hinaufgeschwungen. Von dort schaute er ohne zu schwindeln in die furchtbare Tiefe, wo das Auge den Boden nicht mehr erkannte und der Ton des an der Wand sich losmachenden Gerölls ungehört verhallte. Sah er irgendwo auf höchster Wettertanne ein Nest, das seine Neugierde reizte, — er mußte hinauf, wenn gleich die schwankenden Aeste über den

gähnenden Schlund irgend eines grausen Tobels hinaushingen, um die Brutstätte der armen Vögel als todbringender Räuber zu überfallen. Hatte er mit den ausgenommenen Eiern eine Zeit lang gespielt, so zerschmetterte er sie, wenn ihn zufällig ein in die Augen fallendes Ziel reizte, unbarmherzig am nächsten Felsen. Waren es Junge, die er noch nackt und unbefiedert in seine Gewalt gebracht, so riß er ihnen wohl die kleinen, noch ungefügen Glieder wie prüfend auseinander, um sie gleich hernach den jammernden, mit stürmischem Flügelschlag umherflatternden Alten kaltsinnig nachzuwerfen. Die rohe Freude an derartigen Grausamkeiten ließ das wenige Gute, das Schule und Kirche in sein verhärtetes Herz zu streuen vermochten, nicht aufkommen; es erstickte unter den Dornen der Verwilderung.

Nur einmal vielleicht in seinem Leben erwachte im Waldbenz für kurze Zeit eine höhere seelische Stimmung, welche die Rohheit seiner Sitten etwas zu mildern schien. Er zählte achtzehn Jahre und war inzwischen zu einem strammen Burschen aufgeschossen; er war der Schule und Kirche glücklich entronnen, um jetzt mit seinen Pflegeeltern da und dort zu arbeiten, denn als Knechtlein wollte ihn Niemand anstellen. Gleichwohl kam das Gefühl der Freiheit, die er jetzt so recht in vollen Athemzügen empfand und genoß, mit einer Kraft über ihn, welche seine Tage zum ersten Mal mit einem schwachen Schimmer von Glück verklärte. Und nun zog auch noch die Liebe ein in sein armes, junges Herz, unerwartet, wie ein

greller rother Blitz, der in schwüler Sommernacht über die Wälder hinzuckt und den dunklen Hintergrund eines Thales für einen Augenblick unheimlich erleuchtet.

Es war im Sommer, an einem Samstag Abend, als Benz allein im Wald eine abgestorbene junge Tanne fällte. Der kräftige Schlag seiner Axt widerhallte weit in die Runde und die Amseln sangen dazu ihre tiefen, flötenstimmigen Lieder. Müde von der Arbeit hatte Benz sich eben niedergesetzt und sein Abendbrod verzehrt, als auf einem der engen Waldwege vom Dorfe her ein Zigeunermädchen schritt, das alsbald vor dem Burschen stille stand, ihn mit großen Augen anschaute und ihn endlich fragte: „Soll ich Dir wahrsagen?“

„Ja“, versetzte der Waldbenz, „aber etwas Gutes.“

„Zeig' mir die Hand“, sagte sie und trat ganz zu ihm heran.

„Du hast böse Tage erlebt. Du bist ein ächtes Waldkind, wie wir, frisch und frei, wie der Vogel in der Luft; der böse Wind und der Regen und Schnee haben Dich abgehärtet.“

Des Burschen Augen leuchteten auf und seine Hand zitterte leise in der des schönen Mädchens.

„Deine Lebenslinie hier ist kurz; aber habe guten Muth, Du bist zu etwas Höherm geboren. Du wirst Soldat und, wenn ich recht sehe, gar General werden. Aber hier sehe ich Blut, o weh, nicht auf dem rauchenden Schlachtfelde, — Du wirst es in einem Hinterhalt ver-

spritzen für die Andern, die nicht so muthig und so tapfer sind, wie Du."

„Woher weißt Du das Alles?"

„Hier steht's geschrieben in Deiner Hand und so wird's kommen, so wahr ich's gut mit Dir meine."

„Du gefällst mir; wie heißest Du?"

„Mira. — Hast mich gern? Schenk' mir was!"

„Ich hab' kein Geld."

„Aber Wein dort im Krug; ich habe Durst."

„Wein nicht, Branntwein. Hier, trink' ein Glas, da ist Brod; setz' Dich auf diesen Holzblock und erzähl' mir etwas von Dir und Deinen Leuten. Wo sind sie und wo kommt ihr her?"

Mira erzählte von ihren Zickzackmärschen aus Ungarn herauf, von den Sitten ihres Volksstammes, vom Tod ihrer Mutter, die sie vor ein paar Monaten verloren und die im Vorarlberg in einem großen Wald begraben liege. „Wir haben keine Heimat; die ganze Welt ist unser, die Sonne scheint überall, die Winde wehen, die Wolken ziehen und die Sterne leuchten wieder, wenn sie vorübergezogen."

Der Waldbenz hatte Zeit, während dieser Erzählung, die er öfters durch Fragen unterbrach, die Reize des trotzigen Naturkindes zu bewundern. Mira hatte siebenzehn Sommer; ihre schlanke Gestalt, ihr pechschwarzes Haar, das in wildem Gelock die Schultern umflatterte,

ihre großen, feurigen Augen, die feingeschnittene Nase und der üppige Mund mit der glänzenden Perlenreihe von Zähnen, dazu das beredte Zünglein und die Anmuth ihrer ganzen Erscheinung übten einen berauschenden Einfluß auf den Burschen. Plötzlich sprang er auf und wollte sie in glühender Leidenschaft umschlingen; aber sie entschlüpfte ihm, blitzschnell, wie ein gehetztes Reh. „Komm' zu uns herüber", rief sie ihm aus der Ferne zu, „dorthin, . . . dorthin, eine halbe Stunde von hier", — dann verschwand sie im Gebüsch.

Das war die erste Liebe des Waldbenz, eine ungestüme, wilde Waldliebe, die ihn mit verzehrender Gluth erfüllte. Zehn Tage hatten sich die Zigeuner in der Gegend aufgehalten und jede Nacht war Benz ihrem Zeltlager gefolgt. Nur zu bald hatte er Mira wieder gesehen, die Gefallen an dem Burschen fand; beim Schrei des Uhu's kamen sie an abgelegenem Orte zusammen und ihre Sinnlichkeit loderte in wilden Flammen empor. Eine Zeit lang hatte der Waldbenz im Sinn, sich der Bande anzuschließen und mit ihr das Loos einer durch alle Schicksalsstürme verkümmerten Freiheit zu tragen; dann wieder wollte Mira, welche bei ihren Volksgenossen keinen näheren Verwandten mehr besaß und sich allen Zufällen preisgegeben glaubte, hier im Lande zurückbleiben und heimlich mit dem Waldbenz in eine andere Gegend, vielleicht nach dem Elsaß, entfliehen. Dieser letztere Plan wurde gutgeheißen und es ward verabredet, ihn am nächsten Tage schon auszuführen.

Aber ein altes Zigeunerweib war Mira nachgeschlichen, hatte die Liebenden belauscht und die ganze Geschichte dem Hauptmann verrathen. In der Nacht noch ließ dieser die Zelte abbrechen; Mira wurde auf einen Karren gebunden, und vorwärts ging es durch die vom Vollmond erleuchteten Wälder in weitem, endlosem Marsche. Als die Sonne aufging, lag die Grenze des Kantons Bern längst hinter dem braunen Trupp, der noch vor dem Abend des angebrochenen Tages die Schluchten des Jura erreichte. Erst jetzt wurde das Mädchen seiner Fesseln entledigt, aber sorgsam bewacht, bis Zeit und Gewohnheit es augenscheinlich wieder in den gleichmäßigen Gang der frühern Lebensart zurückgelenkt hatten.

Für den Waldbenz lief die Sache nicht so glatt ab. Als er am folgenden Tag an die verabredete Stelle kam und Mira nicht erschien, war ihm gleich Alles klar. Er hatte seine besten Kleider an und das wenige Geld, das er verdient, bei sich; die übrigen Habseligkeiten trug er in einem alten Wachstüchlein unter dem Arm. Was sollte er beginnen? Er eilte auf den frühern Lagerplatz der Zigeunerbande jenseits des Gehölzes; die Zelte waren verschwunden; nur Thierknochen, verkohlte Holzstücke und einige verdorbene Speisereste gaben noch Kunde von dem Aufenthalt, den die braunen Waldsöhne hier genommen. Wie ein heißer Blitzstrahl in brandende Uferwogen fiel es in Benzens Seele. Sehnsucht, Wuth und Verzweiflung kochten in ihm durcheinander; dann weinte er Thränen bittersten Schmerzes. Der schönste Traum seines Lebens

war ihm entschwunden, wie ein verlorenes Gut. Eine Stunde lang saß er wie gelähmt am Bord eines Grabens. Und jetzt tauchten die Worte Mira's wie rosige Wölklein am verdüsterten Horizont seiner Seele auf: „Du bist zu etwas Höherem geboren; Du wirst Soldat, vielleicht gar General werden!“ Sein Entschluß war gefaßt. Er schlug den Weg nach Bern ein, wo er nebst Andern einem Werber in die Hände fiel und Handgeld nach holländisch Indien nahm, da eben der Krieg gegen die wilden Atschinesen wieder ausgebrochen war. Er betäubte mit seinen neuen Kameraden das Herz durch Wein, Schnaps und rohe Scherze; nur einmal schlich er sich bewegt hinaus, als Jene das Lied anstimmten: „Das habt ihr euch wohl nicht gedacht, daß ich mich lasse werben, zum Sterben!... Mich hat ihr falsches Lieben — vertrieben!“ —

Benz hielt es nicht lange aus auf Sumatra. Der Aufenthalt in einer verpallisadirten Waldfestung, auf welche die Atschinesen meist nur nächtliche Angriffe machten, bei denen regelmäßig ein halbes Dutzend Europäer abgeschlachtet wurden, war allerdings nicht besonders einladend. Indessen galt der Waldbenz bei seiner Mannschaft als der tapferste Soldat; er war verwegen bis zur Tollkühnheit, lauerte halbe Nächte, Katzen gleich, in der Nähe der Festung, wenn man einen neuen Ueberfall befürchtete, alarmirte das Wachthaus und gab mehr als einmal den Entscheid im Gefecht, so daß er zum Unteroffizier befördert wurde. Warum starb er nicht draußen

im Getümmel, unter dem Röcheln und Stöhnen niedergehauener Feinde? Warum floß sein Blut nicht in den Graben, der die ungesunde Waldfestung umgab? —

Ungefähr ein Jahr war vergangen, da erkrankte daselbst der höchst verdiente deutsche Feldarzt. Weil derselbe für seine Gesundheit ein anderes Klima und bessere Pflege wünschte und auf's Bestimmteste verlangte, in die nächste Stadt, die ein paar Tagereisen entfernt war, zurückgebracht zu werden, woselbst er alle seine gemachten Ersparnisse bei einer holländischen Bank verwahrt hatte, so wurde Benz nebst ein paar handfesten gemeinen Soldaten zu dieser mit unsäglichen Gefahren verbundenen Expedition beordert. Nach vier Tagen brachten die Männer den Kranken glücklich an den Ort ihrer Bestimmung. Aber Jener war so hinfällig, daß er den Waldbenz kaum noch mit einer Vollmacht zur Rückforderung seines Geldes an das Bankhaus absenden konnte, um dann in einen ohnmachtähnlichen Zustand zu verfallen, aus dem er zwei Tage lang nicht erwachte. Während dieser Zeit machte Benz Pläne für seine Zukunft; er faßte den Entschluß, zu desertiren und nach Europa zurückzukehren. Er hatte die fünfhundert holländischen Dukaten des Arztes in seinem Beutel; davon nahm er hundert für sich, die er als eine Belohnung für die gelungene, lebensgefährliche Ueberführung betrachtete, händigte die andern vierhundert dem Wirth ein, bei dem sie Herberge genommen, ließ sich von ihm dafür einen Schein ausstellen, den er den beiden Soldaten mit dem Befehl übergab, ihn dem Kranken

vorzuweisen, sobald dieser aus seinem todähnlichen Schlaf erwacht wäre. Dann entfloh er unter irgend einem Vorwande, kaufte sich andere Kleider, schlich sich auf ein eben abfahrendes Schiff ein und langte nach fast zweijähriger Abwesenheit wieder in seinem Vaterlande an.

Hier traf er das Elend in einer neuen Gestalt, — in der seiner Mutter. Das Lisabethli war während Benzens Abwesenheit nach Goldwyl zurückgekommen; sein Mann, der Elsässerkrämer, hatte es betrogen und war heimlich nach Amerika ausgewandert, ohne ihm einen rothen Kreuzer zurückzulassen. Da stund es nun, verlassen von dem prahlhansigen, schmutzigen Schelm, verlassen von Gott und der Welt, verlassen von sich selber! Es hätte können in den Boden hineinsinken; Tag und Nacht weinte es, daß ein Stein sich hätte erbarmen mögen. Darauf kehrte es bettelnd in seine einstige Heimatgemeinde zurück. Die Verzweiflung trieb es geraden Weges zu seinem einstigen Freund und Vetter in's Hinterstübli. Es that jetzt nicht mehr so zimperlich wie ehemals; im Gegentheil, es brauchte sein Maul nicht übel, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Fenster zitterten und drohte dem Ammann, Alles und Jedes an den Tag zu bringen. Der Ammann hatte schon seit längerer Zeit sein Amt niedergelegt und war Kornhändler geworden; aber seine so viele Jahre zur Schau getragene Würde verließ ihn keinen Augenblick. Er erklärte dem Lisabethli mit strengen Worten, wenn es nicht ruhig und vernünftig sei, so werde er es in dieser Stunde noch

durch den Landjäger verhaften und nach dem Elsaß zurückbringen lassen, denn in Goldwyl habe es jetzt nichts mehr zu thun, da mit seiner Heirath sein Bürgerrecht für immer verloren gegangen.

Betäubt stund das Lisabethli da. Weinen konnte es nicht mehr, die Zunge war ihm wie gelähmt, sonst hätte es weiter geflucht und lamentirt. Jetzt aber wurde ihm schwach, und mechanisch ließ es sich an der Ecke des schweren eichenen Tisches auf die Bank am Fenster nieder. Der Ammann sah es und zog etwas mildere Saiten auf. Er ging hinaus, holte ein großes Glas Branntwein, schnitt ein Stück Brod ab und stellte es dem Lisabethli vor.

„Da, nimm einen Schluck", sagte er, „und iß, wenn Du Hunger hast". Dann legte er einen blanken Fünflibertaler auf den Tisch und fuhr fort: „Hier hast Etwas für Dein Auskommen; am Besten ist es, Du gehst damit wieder in's Elsaß zurück, sie müssen dort für Dich sorgen. Wenn Du aber um Alles hier bleiben willst, so kannst Du vielleicht den Botendienst nach Bern wieder versehen, wie früher; ich will dafür reden. Aber sobald ich höre, daß Du das Maul wider mich aufreißest, so fahre ich mit Dir auf eine Art ab, daß Du daran denkst." Das war Lisabethli's Willkomm beim Ammann in Goldwyl.

Es hatte darauf ein Unterkommen gefunden bei Benzli's Pflegeeltern am Wald, die mitleidiger waren, als der Vetter Ammann. Und nun besorgte es wieder zwei Mal in der Woche den Botendienst nach Bern, um seinen Unterhalt zu verdienen. Aber du lieber Himmel, was war das

für ein Leben! Ich will einen Schleier ziehen darüber und nur erzählen, was zum Verständniß dieser Geschichte durchaus nothwendig ist.

Es war an einem Markttag Abend, als der Waldbenz von Bern her dem Thale von Goldwyl zuwanderte. Seine Gedanken waren umflort, wie der Himmel, der sich langsam zum Regnen anschickte. Links und rechts standen die Bäume und das Gras matt und verstaubt an den Straßen; eine drückende Hitze hatte auf dem Lande gebrütet. Kein Wunder, daß die heimkehrenden Marktleute an jedem Ort, durch den sie kamen, Halt machten, um den brennenden Durst mit einem neuen Trunk zu löschen. Eine halbe Stunde von Goldwyl entfernt liegt an der Straße ein Wirthshaus, dem jetzt auch der müde Benz mit immer kürzer werdenden Schritten zusteuerte. Es ging lustig zu da drinnen, denn von ferne schon hörte man Gesang, Gläserklang und wieherndes Gelächter. Benz trat in die große Stube, wo mehrere Gruppen von Landleuten unter allerlei Gesprächen an verschiedenen Tischen sich gütlich thaten. Er setzte sich zu hinterst in eine Ecke, aus welcher er die ganze Herrlichkeit überschauen konnte. Der Mittelpunkt der schönen Unterhaltung dieser Gäste war ein Weibsbild, dem einige Bauern Schnaps bezahlten, indem sie es beständig zum Singen aufforderten und sich dabei listig mit den Augen zublinzelten. „Nimm umme", sagte der Eine, „Mach' us", der Andere und „Du mast sauft no eis" der Dritte. Das Weib hatte ein rothes, ganz verschrumpftes Gesicht,

wie eine Birne im Winter; in seinem Rausch machte es ganz lächerliche, unbeholfene Bewegungen, und wenn es nicht sang und dazu wie in tändelndem Blödsinn tanzte, stierte es mit glanzlosen Augen träumend in die Stube hinaus. Plötzlich schienen finstere Bilder in ihm aufzutauchen, denen es in bösen, affenartigen Grimassen Ausdruck gab. Da sagte Einer der mit ihm Zechenden: „Jetzt mußt Du noch die Geschichte vom Goldwyler Ammann erzählen!" Und die Züge des Weibes erheiterten sich, aber nicht vor Freude, sondern wie von einem Rachestrahl; es schüttete in einem Zug ein großes Glas hinunter, dann fing es an zu singen und zu jauchzen und zu tanzen, und zwischen hinein antwortete es auf alle Fragen der Bauern, schimpfte über den „Vetter Ammann" und rühmte sich in ausführlicher Schilderung frohlockend seiner Schande. Was thut der Mensch, wenn er im Schlamme des Lebens versunken ist? Jetzt erst erkannte Benz seine Mutter und vernahm zum ersten Mal mit einem innern Schauder das Geheimniß seiner eigenen Herkunft! —

Der Waldbenz sah auf diese Menschen hin wie ein Wolf aus dem Gebüsch auf eine Heerde weidender Ziegen. Plötzlich sagte einer der ausgelassenen Kerle, er glaube beim Donner, das dort sei der Waldbenz; die Augen und Statur habe er, der Bart verstelle ihn, aber er sei es sicher. Unter diesen Umständen fand die Gesellschaft für gut aufzubrechen; ein paar Minuten und die Gäste waren sämmtlich wie im Wind zerstoben. Ich will nicht

erzählen, wie Mutter und Sohn, nachdem das Lisabethli in der Nebenstube seinen Dusel etwas ausgeschlafen, einander sich vorstellten und dann erst bei dunkler Nacht und bei strömendem Regen in der schmutzigen Hütte am Waldrand mit einander anlangten. —

Anderthalb Jahre waren seit diesem Wiederfinden vorübergegangen. Benz war zu seiner Mutter gezogen. Er hatte auf dem Schiff, mit dem er nach Europa zurückgekehrt, Arbeit gefunden, indem mehrere Matrosen nacheinander an einem tückischen Fieber starben; so hatte ihn die Reise nicht viel gekostet und er brachte noch mehr als achtzig Dukaten in seinem Beutel heim. Da nun der Tauner am Wald aus seinem durch Arbeit und Sparsamkeit erübrigten Vermögen auf einer andern Seite der Gemeinde ein kleines Heimwesen kaufte, so überließ er dem Benz und seiner Mutter für das Geld, das jener noch besaß, die alte, baufällige Hütte sammt einem kleinen Stück Feld, welches aber nicht ausreichte, die Beiden zu ernähren. Indessen rief doch der eigene Kochtopf auch in ihrer Brust ein ächtes Heimatsgefühl wach. Das Lisabethli ging daneben in's Tagwerk, besorgte seinen Botendienst nach Bern, und man mußte ihm nachsagen, daß es seit der Rückkehr des Sohnes sich in Acht nahm, allzuarg über die Schnur zu hauen. Die Leute glaubten, es hätte sich gebessert; aber es versäumte nicht, heimlich, so viel es konnte, seinen Begierden zu fröhnen und seine Gelüste zu befriedigen.

Nun kam aber ein für die Landwirthschaft ganz ge-

fehltes, höchst unfruchtbares Jahr. Ueber den Herbst gab es für Benz wenig zu thun und im Winter stiegen die Kornpreise so hoch, daß das Brod für arme Leute kaum mehr zu erschwingen war. Mehrfach half Peter aus der Moosrüti seinem Freund aus der bittersten Noth. Aber eines Tages sagte er zu ihm: „Du bist ein Narr, wenn Du Dich schämst, einmal mit dem Ammann ein Wort zu reden und ihn, der durch seinen Kornhandel Hunderttausende verdient, um Hülfe anzusprechen. Er ist Dein Vater, das weiß die ganze Welt und Du brauchst Dir deßwegen keinen Vorwurf zu machen; das ist nun einmal, wie es ist und Du kannst es nicht ändern. Halte dem Wucherer nur keck sein Sündenregister vor und Du wirst sehen, wenn Du recht mit ihm redest, so gibt er nach."

Benz grübelte über diesen Worten, wo er ging und stand. Er wurde wortkarger als je und machte viele einsame Gänge; Tage lang war kein freundliches Wort aus ihm herauszubringen. Er schlug sich noch ein paar Monate durch; als aber das Elend stieg, da stellte er den „Vetter" Ammann, als er eines Abends mit gefüllter Geldkatze vom Kornmarkt heimkehrte, in einem vor Goldwyl liegenden Gehölz zur Rede. Was die Beiden mit einander gesprochen, ist nie ganz über Benzen's Lippen gekommen. Es entspann sich zwischen ihnen ein heftiger Wortwechsel, der bald in thätlichen Streit überging, in welchem der Waldbenz den Ammann mit einem dicken Knotenstock erschlug. Von dem Arm der öffentlichen

Gerechtigkeit ergriffen, bekannte er ohne Weiteres die Unthat, bestritt aber bis zu seinem Ende, daß er den Alten tödtlich habe treffen wollen. Mit einer Stimme Mehrheit wurde er zum Tode durchs Schwert verurtheilt. Das ist die Geschichte vom Waldbenz und seiner Mutter. —

Alle diese Umstände waren den Bewohnern der Thalgegend, aus welcher der Waldbenz stammte, wohl bekannt. Ein Theil derselben hatte sich, sei es aus bloßer Neugierde, sei es aus einem gewissen Mitleid, das sich aus dem frühern Zusammensein mit ihm und seiner Mutter herschrieb, schon um Mitternacht aufgemacht, um den Unglücklichen aus dem Leben scheiden zu sehen. Was ich soeben erzählt, bildete den Inhalt ihrer Gespräche. Sie durchgingen die frühere Lage des noch so jungen Verbrechers; Jeder wußte bei dieser Unterhaltung noch etwas Besonderes anzubringen, Jeder auf Etwas aufmerksam zu machen, warum es so habe kommen müssen. Gespannten Ohres horchten die Andern, welche nach und nach aus den benachbarten Ortschaften sich angeschlossen, und Alle eilten, um die Zeit der Ausführung zum Richtplatz nicht zu verfehlen.

Zweites Kapitel.

Der Gang zum Tode.

Als die Marktkarawane, die sich auf der Straße wie eine Lawine vergrößert hatte, bis auf eine Viertelstunde in die Nähe der Stadt gekommen, wurde sie plötzlich durch ein aus weiter Ferne ihr nachjagendes Fuhrwerk überholt, dessen Räder wie ein nahendes Gewitter donnerten und in ihrem blitzschnellen Flug eine ganze Staubwolke aufwirbelten. Der Wagen war leer; vorne auf demselben stand ein Mann von ungewöhnlicher Größe und Gestalt, der unaufhaltsam sein Roß mit der Peitsche antrieb. Wie ein Wagenlenker aus alter Zeit stand er da droben, wußte aus dem Knäuel der sich drängenden Fuhrwerke geschickt zu entrinnen und links und rechts auszubeugen, ohne die eigenen, vom rasenden Lauf erhitzten Achsen zu beschädigen. Seine Kleidung erinnerte an nichts weniger als an das klassische Alterthum, denn er trug einen kurzen Rock von der bei den Berner Bauern so beliebten rothbraunen Naturfarbe, Hosen von demselben Stoff, eine schwarze Weste und einen breitkrämpigen Filz-

hut. Wie der wilde Jäger Türst jagte er daher. Wer ihn in dem Augenblick, wo er vorüberschoß, genauer betrachtete, der sah, daß seine Seele grollte; die vom Wein gerötheten Augen glühten in einem wilden Feuer und schossen Blicke der Verachtung auf die Menge herab.

„Seht“, rief eine Bäuerin, „das ist der Peter Christen aus der Moosrüti. Der hat auch Eile, um seinen Freund Benz noch einmal zu sehen.“

„Ja“, meinte ein Alter mit stechenden, grauen Augen, „es wäre kein Schade, wenn beide denselben Weg gingen. Aber was nicht ist, kann noch werden; der Christen ist um keinen Heller besser als der Waldbenz.“

Jedenfalls, milderte ein Dritter, sei der Peter auf einem bösen Weg; aber man solle nicht solche Reden führen; es sei an dem einen Unglück schon genug und es lebe Gottlob noch Einer, der den Peter auf eine bessere Bahn bringen könne, wenn es sein müsse.

Wäre das möglich gewesen, warfen ein paar redselige Weiber zwischen hinein, so hätte es wohl das Vreneli, seine Frau, am besten gekonnt; aber der Peter sei ein wüster, einen wüstern gebe es nicht. Er sollte sich nur besinnen, wie er das Vreneli bekommen, das würde ihm, wenn er noch einen Funken Ehre im Leib hätte, schon andere Gedanken machen; aber an ihm sei eben Hopfen und Malz verloren, man werde es noch erleben.

Manche Weiber haben eine böse Zunge und nehmen es nicht immer genau mit der Wahrheit. Lassen wir

darum die Marktleute und sehen wir zu, was aus Peter Christen geworden ist.

Dort an der jenseitigen Höhe des Aarekessels, aus dem sich das stolze Bern mit seinen in der Morgensonne blitzenden Scheiben wie in einem silbernen Panzer erhebt, sprengt er herunter. Schon ist er beim neuen Bärengraben angelangt; schon hält er vor dem Stalle des Gasthauses zum Klösterli, wo er gewöhnlich einzukehren pflegt und überläßt einem der Knechte das Geschäft des Ausspannens, das er sonst selber verrichtet, mit dem Befehl, das vom Schweiß triefende Roß abzutrocknen. In einem Nu ist er in der Gaststube; mit ein paar Zügen stürzt er eben so viele Gläser hinunter. In der nächsten Minute eilt er mit starken Schritten über die große steinerne Nydeckbrücke. Die Armensünderglocke beginnt eben zu läuten. Inmitten einer hastenden Menge, die wie ein aufwärtsfließender Strom sich gegen den Zeitglockenthurm hin ergießt, dessen Zeiger in diesem Augenblick auf sechs Uhr stehen, macht sich Peter Christen mit auswärtsgestemmten Armen Bahn. Noch eine Minute und er hat sich durchgedrängt bis zum Käfigthurm; eine zweite, und ihn erwartet ein herzzerreißendes Schauspiel. Eine Abtheilung Militär hält mit Mühe das Volk zurück, das sich von der obern und der untern Stadt her wie zwei Keile in die Straße eingeschoben hat und fortwährend den freigebliebenen Raum noch verkleinert. Schulter an Schulter stehen sie da, dicht gedrängt, die Köpfe streckend; von Sekunde zu Sekunde steigt die Spannung der zusammen-

gelaufenen Massen, die nicht vor- und nicht rückwärts können. Die Fenster der Häuser am Bärenplatz und an der Spitalgasse sind in allen Stockwerken von oben bis unten besetzt; hundert Leiber dehnen, heben und winden sich, um Nichts aus den Augen zu verlieren. Tausend Blicke sind nach dem bewachten Ausgang des Thurmes gerichtet; tausend andere schweifen an den festen Mauern des alterthümlichen Gefängnisses hinauf, dessen wenige, enge Fensterlucken nicht verrathen, was da drinnen vorgeht. Endlich vernimmt man von den Vordersten den Ruf: „Sie kommen!" und durch die Reihen fliegt mit Windeseile das dumpfe Gemurmel: „Sie kommen, sie kommen!"

In diesem Augenblick öffnet sich die Thüre des Staatsgefängnisses, neben welchem Christen Peter verstört sich aufgepflanzt hat. Er will, er muß den unglücklichen Genossen noch einmal sehen, vielleicht noch einmal sprechen! Aus dem geöffneten Pförtlein des Thurmes treten in schwarzer Kleidung, den zweispitzigen Hut auf dem Haupt, den Degen an der Seite, der Amtsstatthalter und zwei höhere Gerichtspersonen sammt den in die Standesfarbe gekleideten Weibeln. Jetzt wankt über die Schwelle ein blasser, bartloser, hochstämmiger Mann, dessen Augen hohl und matt, dessen Gesichtszüge Furchen des Jammers geworden sind. Es ist der Waldbenz; aber Peter Christen erkennt ihn nicht wieder. Die Hände sind ihm mit Stricken gebunden; in Hose und Hemd, baarhaupt und baarfuß tritt er seinen letzten Gang an. In seiner Brust

wühlt der Schmerz des Abschiedes. Tief athmet er auf und scheint im nächsten Augenblick in die Kniee zu sinken, in sich zusammenzubrechen. Mechanisch und wie todt gleitet sein Blick über die Menge hin und wieder zurück, als suchte er etwas Festes, woran er sich in der Angst seiner Seele heften und halten könnte. Da sieht er den Christen an seiner Seite. Diese Entdeckung scheint ihm einigen Halt zu geben. Die Hand kann er ihm nicht reichen, denn sie ist gebunden; aber er schaut ihn mit einem Blick voll grenzenlosen Kummers an und sagt mit einem Ton, der eine ganze Rede aufwiegt, zu ihm: „Leb' wohl, Peter,... leb' wohl und vergiß meine Mutter nicht!"

Christen ist nicht im Stande zu antworten. Das Wort erstirbt ihm in der Kehle. Er hätte dem Benz am liebsten mit einem kräftigen Händedruck gesagt, daß ihm das Herz brenne bei seinem Unglück; aber das ging nicht an. Er, der derbe und sogar bis auf einen gewissen Grad ruchlose Peter hätte weinen mögen wie ein Kind. Sprachlos nickt er darum auch nur dem bleichen Manne zu mit dem Kopf und macht mit der Rechten eine langsame, fast feierliche Abschiedsbewegung, während er mit der Linken das Schnupftuch sucht, die ungewohnte Rührung zu verbergen. All' das ist das Werk eines Augenblicks. Dicht hinter Benz treten in ihren weißen, steifen Rundkragen zwei Geistliche heraus, deren traurige Pflicht es ist, den Verurtheilten zum Richtplatz zu begleiten. Sie nehmen den Armen in ihre Mitte. Eine Abtheilung Militär hat den Paß nach der obern Seite

geöffnet; der Zug beginnt. Hinter Benz schreitet der Scharfrichter, das Schwert unter dem rothen Mantel verbergend; ihm zur Linken und Rechten seine rohen Gehülfen im blutigen Handwerk. Eine zweite Abtheilung Militär schließt den Zug, während die Masse des Volkes zur Seite und von hinten in unaufhaltsamem Stoße nachdrängt und die ganze Breite der Straße und die Arkaden überfluthet.

Hinaus wogt es, unter dem dumpfen Klang der Armensünderglocke, am Bürgerspital vorüber, wo die Fenster besetzt sind von Gebrechlichen, Invaliden und Leidenden jeder Art, die hier ein ruhiges Asyl gefunden und dadurch vor Noth und Verderben bewahrt geblieben sind. Hinaus geht's durch's obere Thor, von welchem herab die beiden kolossalen Bären mit ihrem wilden, fast hyänenartigen Ausdruck der Menge grimmig nachfletschen. Die steinernen Bestien haben ja kein fühlendes Herz, keine menschliche Empfindung. In dem Augenblick, wo der „Ausgeführte" durch's Thor tritt, verstummt der Ton der Glocke. Benz athmet auf; es ist ihm, als ob mit dem schrecklichen Klang die Stimme seines Gewissens schwiege. Vom Brückendamm schaut er einen Moment links auf den großen Teich hinunter, auf dem ein paar Schwäne rudern, und weiterhin über die tiefliegende Fläche des Hirschengrabens, wo junge Rehe friedlich grasen, stetsfort munter mit ihren kurzen Schweifen wedelnd und bisweilen in kühnem Sprung über den Rasen setzend, dessen erste Gräser sie mit Wohlbehagen Tag um Tag hart am Boden wegätzen. Wehmüthig wendet der Wald-

benz seinen Blick ab von dem einsamen Garten der schlanken Thiere, der auf allen Seiten von hohen Mauern umfriedet ist und in dessen idyllischer Tieflage der Jammer und das Elend nicht zu Hause sind. Sein Paradies ist verloren, oder vielmehr, er hatte nie ein anderes als den Wald, wo er ungebunden den Gelüsten seiner verwilderten Natur nachhing und dabei sich glücklich fühlte. Vorwärts, vorwärts geht der Zug durch die Villette unter dem prächtigen Laubschmuck der dunklen Kastanien- und der hellen Lindenbäume hin. Alles Leben ist im Hauch dieses Frühlingsmorgens erwacht; die Vögel singen, die Pflanzenwelt sendet süße Düfte zum Himmel empor. Armer Waldbenz! Träumerisch blöde gleiten deine hohlen Blicke an der lebendigen, schönen Gotteswelt vorüber. Du verstehst sie nicht mehr, diese Lebensströme, die von allen Seiten auf dich eindringen; sie stacheln dich nicht auf zum Fluch über die, welche dir das Leben nehmen, ohne es dir gegeben zu haben, denn deine Seele ist schon auf der Flucht begriffen; matt nur kreist das Blut in den Adern, wo es bald gerinnen soll! Haben sie's doch selbst gesagt, deine standhaften Tröster, die in der letzten Nacht noch abwechselnd bei dir wachten, daß dein Inneres zerknirscht, deine eherne Kraft gebrochen, dein Mark von der verzehrenden Gluth des Gewissens ausgebrannt und vertrocknet sei; aber sie vermochten nicht, dir Gnade zu erwirken mit jenem Wort: „Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe!“ —

Eine Viertelstunde außerhalb der Stadt, links von der Straße liegt das Galgenhübeli. Dort hinaus wogt der Zug. Wie eine breite, riesige Schlange wälzt sich die Henkerprozession durch die Villette fort; rechts und links steht eine lebendige Hecke von Zuschauern in unabsehbarer Länge. Verwegene Buben haben sich einen Sitz auf niedrigen Dächern und Bäumen erklommen, von wo herab sie ihre Neugierde mit rohem Geschwätz und frechem Gelächter befriedigen. Denn dort in ihrer Nähe an einer Dornhecke saß ein Weib mit gläsernen Augen und weißer Nase in einem Schnapsrausch, das mit unsinnigen Geberden die Menge belustigte und von Zeit zu Zeit in sonderbaren Ausrufen sich Luft machte. Einer der dienstthuenden Landjäger wollte es wegführen; es gelang ihm aber nicht. „Mach', daß Du fortkommst", fuhr ihn das Weib an, „Du dolders Narr mit Deinem gewichsten Schnauz und Deinen weißledernen Handschuhen; ich habe hier Platz so gut wie Du in dem Theater." In diesem Augenblick kam der Ausgeführte in der Mitte der beiden Geistlichen vorüber. „Adie, Benzli", schrie jetzt das Weib; „umme nit g'sprengt bei der Hochzeit; fahr langsam, daß der Choli nit umleert! Grüß mer d'r Vetter Amme u thue-n-im eis z'Bscheid, i chumme bald nahe!" Entsetzt hörten die Umstehenden diese Reden. Der Waldbenz aber sandte ein paar Blicke hinauf voll tödtlichen Jammers; dann brach er zusammen und mußte zum Schaffot getragen werden. Das Weib aber wurde in die Stadt in's Narrenhaus verbracht. Es war das

Lisabethli, das ob all seinem Jammer und Elend für immer dem Wahnsinn verfallen war! — —

Ich werfe einen Schleier über die letzten Augenblicke des Waldbenz. Ich will den Leser nicht herausführen zum Galgenhübeli, zu dem traurigen Todeshügel, wo jeder Delinquent vor seinem Ende noch einen Rundblick thun durfte auf die Schönheit dieser Welt, um im letzten Augenblick den Stachel der Reue doppelt zu empfinden!

Wenn in einer dunklen Nacht die Sturmglocke ertönt, der Ruf des Feuerhorns uns durch Mark und Bein dringt, die Flamme am Himmel emporschlägt und wie ein unersättlicher Drache mit heißer Gier Hof und Hütten verzehrt, dann wird in der Brust der vom Schlaf aufgescheuchten Bürger die Bruderliebe wach; die Seelen der Hunderte, durch deren Hände der Feuereimer geht, die Herzen der Muthigen, welche die Zurückgebliebenen aus dem Flammentode reißen, die Gemüther Aller, welche bange zitternd aus der Ferne der allmäligen Bezwingung des rasenden Elementes zuschauen, — sie werden wie in einem Gluthofen geläutert; der Engel der Barmherzigkeit hat in ihnen jenes Feuer angefacht, welches Zeugniß gibt von der höhern Natur des Menschen, jene Liebe, welche erst die Erfüllung des Gesetzes ist. Macht vielleicht das Schauspiel einer Hinrichtung auf die um den Rabenstein versammelte Menge einen ähnlichen Eindruck?

Nein, — fort mit diesen kannibalischen Festen, von denen Einzelne mit dem Dolch in der Faust sich wegschleichen, um ihn im Blut eines neuen Opfers zu röthen!

Die Freiheit eines republikanischen Volkes bedarf zu ihrem Schutze nicht des Henkerbeiles, sie bedarf nur der bessernden Gerechtigkeit an der Hand der verzeihenden Bruderliebe!

Wenn ich eine Kanzel hätte, so hoch wie der Montblanc, und man könnte mich verstehen auf allen Bergen und Hochebenen und drunten im Thal in allen Gauen, an den Ufern der Flüsse, die wie Silberbänder sich durch's Land ziehen und an den Gestaden der Seen, in denen unsere Jugend sich badet, um gesund und stark zu werden an Leib und Seele, so würde ich rufen: Mein liebes Schweizervolk, fordere von deinen Räthen ein einheitliches Strafgesetz mit kantonaler Rechtsprechung; verbessere deine Zuchthäuser so, daß sie nicht erst recht eigentlich zu Hochschulen des Verbrechens werden; beschränke den übermäßigen Genuß des Alkohol's; hege und pflege das Gemüthsleben in deinen Kindern; überwache die öffentlichen Schaustellungen und literarischen Produkte, die deine Seele vergiften; verurtheile den Festschwindel mit seinen hohlen und leeren Phrasen, — aber stelle den großen Staatsgedanken einer regenerirten Eidgenossenschaft nicht dadurch auf den Kopf, daß du je den Henker wieder anstellst und sein rostiges Richtschwert, das bereits eine historische Antiquität geworden, wieder blank fegen lässest! Fort mit der Todesstrafe, fort mit dem Henker!! —

Drittes Kapitel.

Irrfahrten.

Die Schaaren, welche hinausgeströmt waren, um Benzens Tod mitanzusehen, hatten sich nach Beendigung der üblichen Standrede wieder gegen die Stadt zu ergossen und sich im lärmenden Marktgetümmel verloren. Man schien diese Zuschauer unter der übrigen Menge fast herausfinden zu können; ein düsteres Sinnen, fast wie eine geistige Betäubung, machte sich auf ihrer Stirne sichtbar und des Erzählens und Händeverwerfens bei ihren Bekannten und Verwandten, die zu spät gekommen, war kein Ende. Hunderte nahmen heute vor der Zeit eine Herzensstärkung im Wirthshaus zu sich, um wieder in's Geleise zu kommen, das wüste Bild aus der Seele zu verscheuchen und dann ihren gewöhnlichen Geschäften nachzugehen. Manchem gelang es aber nicht so leicht und dem Peter Christen glückte es den ganzen Tag nicht, aus seinem innern Sturm herauszukommen.

Er hatte kaum den alten Christoffelthurm im Rücken, als er der ersten besten Pinte an der Spitalgasse zu-

steuerte. Hier war Alles Leben und Bewegung. Die Wirthin schoß hin und her wie ein Hummel, trieb das Roseli, die etwas schläfrige Kellnerin an, das dampfende Erbsmues und die Portionen schneller zu bringen und schimpfte über ihren Mann, der auch hinausgegangen, während sie doch alle Hände voll zu thun habe. Es könnte ihr eigentlich gleich sein, wenn alle Tage eine Hinrichtung wäre, die Welt würde dann hoffentlich bald etwas besser, wenn man das schlechte Gesindel mit Extrapost in die Ewigkeit hinüberschickte. Unterdessen hätten die Wirthe auch Etwas zu verdienen; es seien jetzt mehr als fünfhundert Wirthschaften in der Stadt und da sähe es manchmal in so einer Stube leer genug aus, wenn nichts Besonderes vorfiele in der Welt. Aber gerade eine Hinrichtung sei für das Bauernvolk wie eine Predigt. Nachher möge man auch Etwas essen; so Etwas mache halt Appetit und nachher vertrage man auch das Trinken besser.

Christen hatte sich bei diesen Reden der Wirthin unwirsch in eine Ecke gesetzt und übersah mit einem tauben Blick die frühzeitige Kundsame. Er hatte einen Schoppen Rothen befohlen; als ihn das Roseli brachte, schnauzte er es an: „Ig suufe hüt kei rothe; gät mer wiiße.“ Es war ihm öde und leer um's Herz, darum folgte er dem Beispiel anderer Gäste und verlangte eine Portion „Voressen“. Aber er zwang es mit Mühe hinunter. Es war ihm, als ob er ein Stück von dem Leibe des Waldbenz unter den Zähnen hätte; es grauste ihm ordent-

lich, so daß er die Hälfte unberührt liegen ließ und nur auf die Gespräche der Andern horchte. Männer, Weiber und Kinder saßen in bunten Gruppen da, um sich von dem Schreckensanblick zu erholen. Jedes von ihnen hatte etwas Besonderes zu erzählen, und sie thaten es in reichlichem Maße, die Einen mitleidig, die Andern lieblos und mit Hohn. Letzteres konnte Christen nicht leiden. Es war ihm, als ob ihn eine Natter stäche; mit weithinherrschender Stimme schoß er heraus: Das sei denn notabene eine Sünde und eine Schande, daß man den Benz nicht begnadigt habe; es sei schon Mancher begnadigt worden, der an einem einzigen Haar schlechter gewesen, als Benz am ganzen Leibe. Er habe den getödteten Ammann wohl gekannt, der am Ende, nachdem er die Bauern lange genug geschunden und betrogen, sich blos noch auf das Ankaufen von Frucht verlegt und damit ein Sündengeld erworben habe. Es sei eigentlich nicht Schade um so Einen, der den Leuten das Brod noch vor'm Mund um die Hälfte vertheure. Um den Benz aber thue es ihm leid; er habe ihn notabene ganz gut gekannt; wäre er im Großen Rathe gesessen, er hätte doch beim Donner sehen wollen, ob er nicht dem Benz das Leben gerettet!

In dieser Weise unterhielt Christen die Pintengäste länger als eine Stunde. Endlich aber machte er es einem Müller zu bunt, der ihn denn auch gehörig abtrumpfte. Christen's Gesicht wurde roth und röther; er hatte schon den vierten Schoppen vor sich, seine Augen

funkelten, der Grimm fuhr ihm in die Faust und er schlug mit derselben, um sich bei dem Gegner in Respekt zu setzen, auf den Tisch, daß die Gläser klirrten.

Das möchte sie denn aber nicht, fuhr jetzt die Wirthin, nachdem sie dem Ding eine Weile zugesehen, mit gellender Stimme dazwischen, das möchte sie nicht, daß man ihr alle Gäste vertriebe; es könne Jeder denken und glauben, was er wolle, die Gaststube sei für Jedermann da, und wenn Einer Händel suche, so könne er sie draußen auf der Straße ausmachen. Der Müller bestellte jetzt eine Flasche für sich und die Wirthin, blinzelte dieser heimlich mit dem linken Auge zu und lachte auf den Stockzähnen, als sie jetzt noch einmal anfing und darauflosfeuerte, daß es eine Art hatte. Der wie mit kaltem Wasser überschüttete Christen wollte eben sein grobes Geschütz in den Kampf führen, als der Wirth mit einem Trupp Landleuten von der Gasse her eintrat. Da hielt es Christen für gerathener, zu schweigen. Er schluckte seinen Aerger hinunter, zahlte die Zeche und ging hinaus, indem er die Thüre hinter sich zuschlug, daß die Fenster zitterten. Die entschlossene Amazone riß sie aber im Nu wieder auf und sandte dem vertriebenen Feind einen ganzen Kartätschenhagel nach, so daß selbst ihr Mann sich an den wohlgezielten Schüssen ergötzte und lachend dem Müller sein Glas zutrank. —

Draußen war ein Gewirr' und Gewoge von Leuten, daß man kaum durchkam. Es schien heut Alles auf den Beinen zu sein. Christen sah da und dort einen Bekannten;

aber es däuchte ihn, als ob ihn Alle mit sonderbaren Augen ansähen. Als ihn einer fragte: „Bist Du in's Leid gekommen, Christen?" und dabei seine schwarze Weste mit langem Blicke maß, war das Räthsel gelöst. „Ja", antwortete er kurz und drückte sich weiter durch die Menge. Die Frage hatte indessen in seinem Kopf allerlei Gedanken heraufbeschworen, denen er trübselig nachhing. Er hatte absichtlich keine Waare mit sich zu Markte gebracht, um an diesem Unglückstag frei von Geschäften zu sein; jetzt beschloß er, den Tod des Waldbenz dadurch zu ehren, daß er, als der Uebriggebliebene, sich einen tüchtigen Rausch antrinke, was ihm auch das leichteste Mittel schien, sein eigenes, tief aufgeregtes Innere zu betäuben. Zur Verwirklichung dieses Vorsatzes hatte er bereits einen ordentlichen Anfang gemacht, und es konnte ihm am wenigsten an einem Markttag in Bern fehlen, sein Ziel gründlich zu erreichen.

So durchwanderte denn Peter die verschiedenen großen Stapelplätze des „Märits" und versäumte nicht, in der Nähe eines jeden, wie ihn der Zufall und sein Gelüste zogen, Etwas auf den Zahn zu nehmen. Er lungerte auf dem Holzmarkt herum, wo sich Bauer und Landarbeiter gewöhnlich ihre höhere Wissenschaft holen. Hier, wenn irgendwo, macht Jeder die fleißigsten Stylübungen, der Eine am Rechenstiel, der Andere am Hauenstiel. Da wird geprüft, ob keine rauhen Formen sich finden, da wird hin- und hergedreht, um zu erfahren, ob Alles kunstgerecht abgerundet und des Preises würdig sei.

Christen ließ heute die Rechen und Gabeln stehen; er trank dafür beim „Andres“ einen Schoppen vom Guten und schickte sich dann an, die unabsehbaren Wagenburgen der Zeughausgasse zu durchbrechen. Es ist bekannt, daß in Bern mehr Rosse zu Markt kommen, als anderwärts Bauern; aber heute war auch gar ein unverschämtes Stoßen und Drängen, und wer noch gar etwas stark geladen hatte, wie der lange Peter, der erhielt weidlich seinen Theil an Püffen und Stößen. Christen drängte ordentlich durch bis gegen die Mitte der Gasse; da war er plötzlich wieder in einer neuen Pinte verschwunden. Schon ging's dem spätern Nachmittage zu. Hundert und hundert Marktwägelein und Kärrlein verließen stündlich und in allen Richtungen die Stadt. Die Gemüshändlerinnen vom Christoffelthurm bis zum Gerechtigkeitsbrunnen hinunter waren längst mit ihren leeren Körben davon; die fremden Schuhhändler, Grempler und Burgunderhemmlikrämer hatten ihre Barrikaden an der Spitalgasse und auf dem Weibermarkt über dem Stadtbach abgerissen; der Ton der großen Treichlen und der kleinern Kuhglocken wurde nicht mehr probirt; die Göllerketteliständе waren vereinsamt, die Herrlichkeit des Tages vorüber. Da und dort sah man ein paar Betrunkene sich prügeln oder einen eben ertappten Dieb von dem Polizeidiener auf die Hauptwache geführt; zwischenhinein krähte der Hahn an der Thurmuhr am „Zeitglocken“; der alte Saturn fletschte seine Zähne und schwenkte langsam die Sanduhr, während zu seinen Füßen die drolligen

Mutzen mit ihren Hellebarden den von der Kunst des Meisters vorgeschriebenen Umzug hielten. Es war fünf Uhr Abends. Christen vernahm den Stundenschlag nicht, denn er saß drüben im Kornhauskeller. Wohl hörte er, wie von den Marktknechten die großen, leeren Kornstanden über dem weiten Keller herumgeworfen und wieder an Ort und Stelle gerückt wurden, daß es in den hohlen Räumen des gewaltigen unterirdischen Lokales dröhnte wie der dumpfe Donner eines machtvoll anziehenden Gewitters; aber er achtete dieses Zeichen des anbrechenden Feierabends nicht. Er schrie und brüllte sich heiser im Streite mit vier handfesten Burschen, denen er, der hochstämmige Christen, weder an Kraft noch in der Rede mehr gewachsen war und die, als er im höchsten Ausbruch der Trunkenheit das Messer zog, ihn bodigten, dann kurz und gut mit starken Armen die Treppe hinauftrugen und ihn, so lang und breit er war, auf die Straße warfen. Es war ein Höllenspektakel, der Alt und Jung aus der Nähe herbeilockte. Die Männer standen hochathmend da und schnauften vor Wuth. Christen, der wieder auf den Beinen war, fluchte mörderlich; in Lachen erregenden, unbehülflichen Schwenkungen suchte er seinen Hut, der endlich aus der Hand einer robusten Magd mit einem Scheltwort begleitet von der Thüröffnung des Kellers her in die Luft heraufgeflogen kam. Unglücklicher Weise aber gerieth derselbe nicht sofort in Christens ruhigen Besitz. Von der Keßlergasse und dem Zeitglocken her war nämlich in diesem Augenblick schief über den

Kachelimärit der „Tübeler“ gekommen, ringsum mit Kräzen behangen. Er hatte einen guten Tag gehabt; die Taubenkäfige waren leer, er selber voll geworden. Hinter ihm her wirbelte eine Schaar von Gassenjungen wie ein Heer von losen Vögeln. Unter diese hinein fiel Christens Hut. Das war für die Buben das Signal zu einem erhöhten Ausbruch ihrer Marktlaune. Einer derselben ergriff den Hut unter stürmischem Jauchzen und Zuruf der Anderen und warf ihn dem „Tübeler“ auf die leeren Kräzen, wo er nun mitten drin saß, wie ein todter Uhu. Jetzt erhob sich unter den Buben ein Heidenlärm, der noch größer wurde, als der „Tübeler“, der ohne Zweifel sich von Seite der ihn verfolgenden Plagegeister im höchsten Maße bedroht glaubte, ganze Wendung gegen seine Peiniger machte und so den Hut dem Publikum auch nach der andern Seite zeigte. Christen entdeckte in diesem Moment den Gegenstand seiner Sehnsucht und schritt langsam und schwankend auf den „Tübeler“ zu, welcher nun in voller Weinseligkeit selber mitlachte, indem er sofort in dem betrunkenen langen Peter einen Blitzableiter für den Muthwillen der Jungen entdeckte. Zu diesen gewendet und mit dem Finger auf Christen zeigend, gurgelte er mit Anstrengung einige Worte hervor, welche den Buben die neue Sachlage klar machen sollten. Aber der Peter ließ nicht mit sich spassen. Er faßte den „Tübeler“ an einer der seitwärts hängenden Taubenkräzen und drehte ihn in einem Ruck herum, so daß der Arme rücklings auf seine Käfige fiel und sich

erst nach langen Anstrengungen erheben konnte. Christen war wieder im Besitz seines Hutes und hatte sich langsam gegen den Zeitglockenthurm herüber retirirt; unterdessen beschäftigte der „Tübeler" die Aufmerksamkeit und die Lachlust der Anwesenden und ließ so dem Christen Zeit, unbehindert zu entweichen. In einem Zustande, welcher Keinem der ihm Begegnenden beneidenswerth schien, trat Christen jetzt eine neue Irrfahrt nach verschiedenen abgelegenen Winkeln an, die nicht einmal den Namen „Kneipen" mehr verdienten. Hier trug das feile Laster offen seine verbuhlten Reize zur Schau. Christen zahlte den Anwesenden zu trinken und wäre ohne Zweifel auch sonst noch gehörig ausgebeutet worden, wenn er sich nur noch ordentlich hätte auf den Beinen halten können. Da er aber mit der Zunge lallte und mit den Füßen gar sonderbare Schneckentänze machte, so entledigte man sich seiner so gut es ging, und er stand überall bald wieder auf der Gasse. Endlich dachte er an die Heimkehr. Er steuerte der untern Stadt zu, bestärkte sich aber in dem Entschluß, bevor er über die Brücke schritt, jedenfalls noch ein Glas ächten Erdäpfelbranntwein zu nehmen. Er trat also in eine Stube zu ebener Erde, wo ihm ein sonderbarer Gesang von dünnen, heisern Stimmen entgegenschallte, dessen zweifelhafte, näselnde Töne ihn in seinem Dusel an die alte versunkene Welt der Bergmännchen gemahnte. Als Christen sich vorsichtig und langsam auf einen Stuhl niederließ und mit einem einzigen barschen Wort (denn mehr konnte

er nicht hervorbringen) seine Forderung stellte, schaute ihn die dicke Wirthin mit ihrem zinnoberrothen Gesicht zuerst zweifelhaft an; als sie aber mit einem Blick Peters Kleidung gemustert, konnte sie darüber nicht im Zweifel sein, daß sich heute ein Gast von der bessern Sorte zu ihr verirrt habe, und sie holte augenblicklich das Verlangte. Und so war es ja auch; denn im nüchternen Leben hätte sich Christen kaum zu diesen Gästen gezählt, — er war ein Ehrenmitglied des Vagantenleistes geworden! Wer kennt sie nicht, diese blutarmen, verlumpten Kerle mit ihren halbsteifen, zur Arbeit nicht mehr tauglichen Gliedern, mit ihren zerrissenen und zerfetzten, buntscheckigen Kleidern, mit ihren struppigen Bärten und blassen Schnapsgesichtern! Genius der Menschheit, gehe trauernd vorüber an diesen brodlosen Ausgestoßenen der menschlichen Gesellschaft!

Die ehrenwerthe Bande war vom Kartoffelgeist besessen und in ihrer unbeholfenen Weise eben damit beschäftigt, die Hinrichtung vom heutigen Tage nachzuäffen. Christen hatte sein Glas in einem Zug heruntergestürzt; bald nahm er wenig mehr von der Außenwelt wahr; was um ihn her vorging, das däuchte seiner müden Phantasie vielleicht ein bloßes Schattenspiel an der Wand. Er fühlte ein heftiges Brausen im Kopf; es war ihm einige Minuten, als läge er im Mastkorb eines Schiffes, das von den Wellen bald gegen die Wolken geschleudert, bald in den Grund des Meeres versenkt würde. Jetzt wurde er von einem dumpfen Schlaf übermannt und

blieb mit auf die Brust herabgesunkenem Kopf in dieser Stellung wohl zwei Stunden sitzen, ohne von Jemandem belästigt oder gestört zu werden. Sein Gesicht war nicht mehr roth, es war todtenbleich und die Haut wie von einem kalten Duft angehaucht.

Die Thurmuhr an der Nydeckkirche schlug eilf Uhr, als Christen ziemlich unsanft aufgeschüttelt wurde. Es war die Wirthin, die jetzt mit ihren Gästen wenig Umstände mehr machte und auch dem Christen ziemlich grob auf's Pflaster half. Der Schlaf hatte ihm gut gethan; er war wieder etwas zu sich selber gekommen und die kühle Nachtluft erfrischte seine Sinne so, daß er wenigstens wußte, was er jetzt zu thun habe. So machte er sich denn über die untere Brücke dem Klösterli zu, wo Roß und Wagen standen. Der Stallknecht spannte ihm an, sobald er Zeit hatte, half ihm auf den Sitz, drückte ihm das Leitseil in die Hand, zündete noch einmal mit der Laterne, um zu sehen, ob Alles in Ordnung sei, und gab schließlich dem betrunkenen Christen den Rath, ordentlich festzusitzen und immer die Mitte der Straße einzuhalten. Jetzt versetzte Peter seinem Roß ein paar tüchtige Hiebe und fuhr ab. Das arme Thier hatte zu Mittag auf Befehl seines Meisters nur das halbe Futter gekriegt, und als der Knecht beim Einspannen fragte, ob er ihm noch etwas geben sollte, meinte Christen, er habe heute früh gut gefüttert, es sei nicht nothwendig, sie werden schon heimkommen.

Viertes Kapitel.

Die Heimkehr.

Es mochte ungefähr eine Stunde vorüber sein, als das Fuhrwerk mit seinem Inhalt an eine kleine Anhöhe gelangte. Der Boden war hier mit frischem Kies besät; das Pferd wich deßhalb von der Mitte des Weges ab und schnaufte an der linken Seite hart am Graben der Straße hinauf. Da es nun langsamer und etwas holperig ging, so erwachte Christen, der bisher geschlafen und sich ganz dem nüchternen Verstande seines Thieres anvertraut hatte. „Bestie“, murmelte er, „wart', ich will dich laufen lehren“ und hieb unbarmherzig auf das Roß ein. Dieses kam aber nicht schneller vorwärts, und so meinte Christen, es fehle etwas an dem Lederzeug oder am linken Wagenrad; vielleicht habe ihm der Stallknecht einen Possen gespielt, weil er ihm kein Trinkgeld gegeben. Aber in dem Augenblick, wo er sich erhob, schwankte er, verlor das Gleichgewicht und stürzte köpflings mit einem gewaltigen Plumps in den Graben. Glücklicher Weise hatte er im Fallen das Leitseil losgelassen; das Roß blieb

stehen und wieherte, als ob es ein Unglück ahne, hell in die Nacht hinaus. Christen aber blieb bewußtlos liegen und gab kein Zeichen des Lebens mehr von sich. Werfen wir hier einen Blick auf seine Vergangenheit. —

Die Moosrüti war ein großer, aber in Abgang gekommener Hof, etwas abwärts von Goldwyl gelegen. Es hatten früher weite Strecken von Wald und Wiesen, von Ried und Ackerland dazu gehört, aber Peters Vater hatte seine Frau früh verloren, aus Gram darüber sich nach und nach dem Trunk ergeben und so sein Besitzthum vernachlässigt. Er behalf sich mit Knechten und Mägden, die ihm seine Sache veruntreuten und während seiner Abwesenheit sich gütlich thaten. Den kleinen Peter, bei dessen Geburt die Mutter gestorben, versorgte der alte Christen bei einer nahen Base, bis er in's zehnte Jahr ging; dann nahm er ihn auf die Moosrüti, wo er neben der Schule in der Gesellschaft von Knechten und Mägden war und in dieser Weise eine bedenkliche Erziehung erhielt. Er war schon in diesem zarten Alter ein meisterloser Bube, der Niemanden etwas nachfragte, selbst dem Vater nicht, den er übrigens selten zu sehen bekam, denn der war in Geschäften bald da, bald dort. Peterli schoß nach einigen Jahren rasch auf und war bald kein Peterli mehr, sondern ein langer „styfer" Bengel. Er fand an Benzli, dessen Pflegeltern in der Nähe der Moosrüti wohnten, ein ihm völlig ebenbürtiges Talent, das ihn nur im Punkte der Frechheit und Tollkühnheit noch übertraf. Die Flegeljahre gingen dem Peter hin, wie sie noch heute Tausenden

hingehen. Der junge Bursche lernte rauchen, etwas später wurde er unterwiesen, dann ging es an's Kilten, Spielen und Kegeln, an's Exerziren, Trinken und Tanzen. Als Benz Handgeld nahm, fühlte der junge Christen sich vereinsamt. Er besaß keinen andern Freund, denn die bessern jungen Bursche hatten sich nie mit ihm einlassen wollen. Jedermann wußte auch, daß auf der Moos-rüti bös geschaltet und gewaltet werde, daß es mit der ganzen dortigen Wirthschaft den Krebsgang gehe und daß die besten Grundstücke längst vom Moosrütihof abgelöst und in andern Händen waren. Da fiel eines Tages, es war im Heuet, der alte Moosrütibauer von der Heu-bühne in's Tenn herab. Er hatte zu viel in's Glas geguckt, zerquetschte sich durch den Fall die Hirnschale und blieb auf der Stelle todt. Peter grämte sich über den Tod des Vaters nicht gerade besonders; aber er dachte jetzt an's Heirathen. Die amtliche Untersuchung der Vermögensverhältnisse machte ihm freilich, was seine Ansprüche und Hoffnungen betraf, in diesem Punkt einen gewaltigen Strich durch die Rechnung. Es trat jetzt zu Tage, daß der Moosrütibauer seit vielen Jahren schlecht gewirthschaftet; dem Sohne blieb nichts mehr, als ein ganz kleines Heimwesen, das freilich eine fleißige Bauernfamilie ernähren konnte, aber nicht aus-reichte zu Bedürfnissen, wie Peter sie sich angewöhnt hatte. Er ging also auf eine reiche Frau aus; aber wo er anklopfte, da mußte er mit langer Nase wieder abziehen. Das machte ihn endlich wüthend und er be-

schloß, sich zu rächen. Geheirathet mußte werden, das war bei ihm ein fester Entschluß, und nun fiel es ihm erst ein, daß ganz in der Nähe der Moosrüti das Moosbrugger-Vreneli wohne, ein Mädchen wie Milch und Blut, freundlich und leutselig, eine ächte, blühende Moosrose, aber arm wie eine Kirchenmaus. Peter hatte es zum zweiten und dritten Mal auf dem Tanzboden gesehen, aber immer nur in Begleitung seiner alten Base, bei der es wohnte und die ihm längst durch ein Testament ihr kleines Erbe von ein paar hundert Kronen hatte zusichern lassen. Die Sache hatte aber einen Hacken. Ein hübscher, wohlhabender Bursche aus einer Nachbarsgemeinde sah das Vreneli gern, tanzte auch öfter mit ihm, als mit Andern, und das Meitschi hatte, wie es schien, an dem Sämi von der Langenegg nicht minder Gefallen. Peter merkte, daß er auch dies Mal wieder den Kürzern zöge, wenn er nicht außerordentliche Hebel in Bewegung setzte. Da kam ihm denn die Rückkehr des Benz aus Indien wie gewünscht. Es wurde unter ihnen im Geheimen abgemacht, das Vreneli dem Sämi zu verleiden. Der Plan gelang. Das Vreneli wurde in der Meinung Sämi's durch Verleumdungen verdächtigt und untergraben; Benz sorgte dafür, daß die Fäden dieses Lügengewebes hübsch angesponnen wurden und durch allerlei Nebenumstände einen Schein von Wahrheit erhielten. Als das Mädchen weinte und die alte Base schimpfte über die gottlose Welt, vor deren giftigem Stich auch der Beste nicht verschont bleibe, da brachte der lange

Peter vorsichtig und ohne mit der Thür in's Haus zu fallen seine Bewerbung an. Es war ein Intriguenstück, wie leider manches gespielt wird; der Schluß davon der, daß Peter heirathete, aber auch, daß bald auskam, wie arg dem Vreneli mitgespielt worden.

Dieses hingegen war froh, unter solchen Umständen noch unter die Haube gekommen zu sein; auch liebte es den Peter aufrichtig und war vom besten Willen beseelt, ihm eine tüchtige Hausfrau zu werden und dadurch den Moosrütihof wieder empor zu bringen. Aber als die Flitterwochen zu Ende gingen, da waren auch die schönen Hoffnungen und Träume der jungen Frau zerstoben. Peter arbeitete nicht; er spielte, trank über den Durst, trieb sich an den Jahrmärkten herum und versprengte sein Geld an den Musterungen und im Militärdienst, wo er den Freigebigen machte; wenn er heimkam, war er unwirsch und taub und wurde erst wieder guter Dinge, wenn er aus irgend einem neuen Anlaß den Moosrütihof im Rücken hatte. Das Vreneli schenkte dem rauhen Mann nach Jahr und Tag ein Mädchen, das schön und wohlgestaltet war, wie es selber; aber der Peter hätte lieber einen Buben gehabt. Das Kind starb und mit ihm Vreneli's einzige Freude auf dieser Welt. Gerne wäre es jetzt wieder in die ärmliche Hütte seiner Base zurückgekehrt; aber diese war ja schon ein halbes Jahr nach seiner Hochzeit zur Ruhe gegangen. Es dünkte das Vreneli oft, es möchte zu dem alten, treuen Herzen, das Mutterstelle an ihm vertreten, in den Boden hinein-

schlüpfen! Peter sah, wie es immer rothgeweinte Augen hatte; aber er besaß keinen Sinn, um den Schmerz zu ermessen, der in der Brust seines Weibes nagte. —

Nun geschah Etwas, das eine völlige Veränderung in diesen Verhältnissen zu Wege brachte. Peter Christen war auf dem Heimweg von einer Musterung; unterwegs kehrte er mit seinen Kameraden in mehreren Wirthshäusern ein. Der Zufall wollte es, daß an ihrem letzten Rastort, wo es ziemlich lärmend herging, auch der Langenegg-Sämi sich einfand. Christen trug einen glühenden Haß gegen ihn im Herzen; denn Sämi war unter den Vieren gewesen, welche ihn aus dem Kornhauskeller heraufgetragen und auf die Straße geworfen hatten. Ohne Zweifel hatte derselbe die Andern dazu aufgehetzt; Christen aber hatte geschworen, es ihm bei der ersten Gelegenheit einzutränken. So kam es zu Sticheleien, dann, als der Wein noch mehr in die Köpfe gestiegen, zu heftigem Wortwechsel, zu wüstem Lärm und Gebrüll und endlich zu einem Handgemenge, worin Christen freilich dies Mal Sieger blieb, aber erst nachdem er dem Sämi sein Messer in den Leib gestoßen, so daß dieser nach wenigen Augenblicken lautlos zusammensank.

Die That, im Soldatenkleid begangen, wurde selbigen Tages noch in der ganzen Gegend ruchbar und der lange Peter gefänglich eingezogen. Es wurde ihm in aller Strenge der Prozeß gemacht; das Urtheil ward gefällt, — es lautete auf Tod durch's Schwert.

Christen saß im Käfigthurm zu Bern wie einst Benz.

Welche Gefühle bemächtigen sich seiner in den Wochen seiner Haft, wenn er durch eine der engen Fensterlucken auf den Bärenplatz, auf die ab- und zugehende Bevölkerung der Hauptstadt, auf das Gewoge eines Markttages hinuntersah! Sein blutiger Tag nahte heran. Christen war fassungslos; im Innersten geknickt und zerschmettert, trat er den letzten Gang an. So wie damals bei der Ausführung des Waldbenz stund jetzt das schaulustige Volk auf Straßen, Bäumen und Dächern. Jetzt hörte er, während er baarfuß, den Strick um die Hände, im Zuge lief, die Glocken ertönen, nicht eine einzige, sondern alle Glocken des Münsters und der Heil. Geistkirche. Sie klangen so dumpf und schauerlich, daß ihn eine nie geahnte, namenlose Angst und Bangigkeit überfiel. Es war, als ob ihn ihr vom Wind getragener Ton mit sich fort durch die Lüfte nehmen wollte, schneller und immer schneller, hinaus zum Galgenhübeli, zum letzten Gebet, zum letzten Augenblick, zum letzten Lebewohl! Die Brust wollte ihm vor Schmerz zerspringen; diese innere Qual schien ihm ein Tod vor dem Tode zu sein. Jetzt betrat er die Richtstätte, jetzt betete er mit verbundenen Augen, jetzt pfiff das Schwert durch die Luft, er empfing den tödtlichen Streich und — — erwachte! Christen hatte geträumt, sein ganzes verworfenes Leben durchgeträumt und die Erinnerungen des vergangenen Tages mit den Gebilden seiner Phantasie zusammengeschlungen. Er lag noch immer draußen im Graben an der Straße; Roß und Wagen stunden neben ihm und das kluge Thier

wieherte von Zeit zu Zeit, halb aus Hunger, halb aus Angst in die dunkle Gegend hinaus. —

Christens Rausch war vorüber; aber eine Todesmattigkeit hatte sich auf seine Glieder gelagert. Er konnte sich nicht regen und bewegen. Jetzt griff er langsam an den Kopf, der ihm wehe that; er fühlte, daß er blutete. Jetzt wollte er eine leise Anstrengung machen, um aufzustehen; aber ein wüthender Schmerz im rechten Bein schnellte ihn augenblicklich wieder in die vorige Lage zurück. Das Merkwürdigste war, daß er immerfort auch im wachen Zustande noch die Glockentöne seines Traumes hörte. Er war deßhalb einen Augenblick im Zweifel mit sich, ob er wirklich wache oder träume. Endlich ging ihm über diese sonderbare Erscheinung ein Licht auf. Er war bei seinem Sturz an eine Telegraphenstange geworfen worden und lag auch mit dem stark beschädigten Kopf hart an derselben.

Nun mußte sich seit einiger Zeit ein leiser Luftzug erhoben haben, der die Drähte der Telegraphenleitung in Schwingung versetzte; der Leser weiß, daß dadurch in der Stange ein vielstimmiges Glockengeläute entsteht, welches oft in völlig harmonischen Tönen sich bewegt und aus der Tiefe des Basses bisweilen zu den sanften Tönen der Aeolsharfe heraufsteigt, je nachdem der Wind in scharfem Zug oder blos in schmeichelndem Wehen die metall'nen Zungen berührt, welche den Gedanken des Menschen mit der Schnelligkeit des Blitzes in die entlegensten Theile der Erde tragen. Und wie manchmal

äußere Einwirkungen in unsere Träume hinüberspielen, so hatte Christen das Glockengeläute der Telegraphenstange, unter der er lag, im Traume vernommen und mit den trüben Bildern seiner erhitzten Einbildungskraft in Eins zusammengewoben. Als er jetzt im Wachen seinen hülfslosen Zustand gewahr wurde, seufzte er tief auf. Aber ob ihn auch sein Kopf schmerzte und das Bein ihm so wehe that, als ob man es mit Messern durchwühlte, — eine Zentnerlast war von seinem Herzen gefallen! Er hatte ihn nicht gethan, den unheilvollen Stoß, er war bewahrt geblieben von der tiefsten Schmach, frei von der Wucht eines zermalmenden Gewissens. Wie dankbar wogte es in seiner Brust! Und horch', jetzt fingen die Glocken in der Stange wieder an zu läuten! Er lauschte ihnen mit Gefühlen, die ihm lange, lange abhanden gekommen. Obgleich die Nacht feucht und dunkel aus den Bergen quoll und die Sterne sich verhüllten, ihm war's, als wäre es Sonntag, als flöge Lichtglanz um seine Augen, als brauste der Geist des Himmels wie Osterglocken über den stillen See seines Gemüthes, als nickten träumend die Blüthenzweige der Sehnsucht am sonnigen Ufer seiner lächelnden Seele! Dann wieder war es, als vernähme er blos ein sanftes Abendgeläute aus weiter Ferne, zur Zeit wenn die Sonne verglimmend über den Bergen steht und das braune Rietgras im Thal vergoldet und einen wehmüthigen Scheideblick auf die dämm'rige Erde wirft. Und wieder war es ihm, als grüßten ihn jene Feierklänge, die er einst vernommen, als er zu halten

schwur die Gebote Dessen, der vor Zeiten gesprochen: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Wie Klänge einer bessern Welt zogen diese Töne an Christens Ohr vorüber und drangen in der Einsamkeit der Nacht tief in sein Herz hinab. Er dachte an das Vreneli, an sein gestorbenes Kind, an Benzens Mutter, an Sämi, an die Erlebnisse des vergangenen Tages; dann weinte er bittere Thränen, als ein glühendes Opfer der Reue, als einen sein inneres Leben befruchtenden Thau, der bald in der Morgenröthe einer wirklichen Besserung erglänzen sollte! —

Längere Zeit hatte Christen diesen mit Macht auf ihn einstürmenden Gefühlen sich überlassen, als er endlich die letzten Kräfte sammelte, um aus dem Graben zu kommen. Er kroch auf beiden Händen und dem linken Knie heraus auf die Straße, indem er das rechte Bein unter großen Schmerzen nachschleppte. Endlich gelang es ihm, sich auf das linke zu stellen und mit beiden Armen sich auf den Wagensitz heraufzustemmen. Nach dieser Anstrengung sank er vor Erschöpfung zusammen, raffte sich aber von Neuem wieder auf, um nach einiger Zeit das Leitseil zu ergreifen. Auf seinen schwachen Ruf ging das Roß jetzt bergan; Christen schlug es nicht mehr. Als das Gefährt auf dem Moosrütihof anlangte, stieß der Tag an den Himmel. Christen hatte unterwegs schwer gelitten. Er war vor Schmerz bewußtlos in den Wagen zurückgesunken.

Vreneli hatte die Nacht über wenig geschlafen und

war früh vor Tag aufgestanden. Als es das Wägelein langsam heranfahren sah, ahnte es gleich, daß hier etwas Unrichtiges sei. Mit dem Rufe: „Herr Jesus, es hat ein Unglück gegeben", weckte es die Magd und das Knechtlein und stürzte voraus, dem Fuhrwerk entgegen.

Ich überlasse dem Leser, die jetzt folgende Szene sich selber auszumalen. Christen wurde zu Bett gebracht. Er ächzte und stöhnte. Dem Vreneli hatte er die Hand gedrückt und leise zu ihm gesagt: „Vergib mir Alles, wenn Du kannst!" Wie wohl thaten ihm diese Worte! Es pflegte Christen auch mit einer rührenden Sorgfalt und Geduld. Augenblicklich hatte es das Knechtlein nach dem Doktor ausgeschickt, der im nächsten Dorf wohnte. Als endlich Beide nach drei langen Stunden ankamen, der Arzt sich von Christen sein Begegniß erzählen ließ und das Bein untersuchte, zeigte sich's, daß dasselbe doppelt gebrochen war. Der Doktor schüttelte bedenklich den Kopf, und sah mit einem fast vorwurfsvollen Blick auf Peter, denn die Einziehung und der Verband des Beines schienen ihm nach einer mühevollen Stunde nur halb gelungen. Der zu reichliche Weingenuß, die körperlichen Anstrengungen Christens nach dem Bruch und die lange Frist, welche von dieser Zeit an bis zum Verband verstrichen war, hatten bereits eine so heftige Geschwulst, verbunden mit starkem Fieber, erzeugt, daß der Arzt nach zwei Tagen schon dem Vreneli eröffnete, der Brand sei hinzugetreten und es bleibe nichts übrig, als in Gottes Namen das Bein abzunehmen. Das junge Weib rang die Hände

und schwamm in Thränen. Christen unterwarf sich muthig der gefährlichen Operation; sein Körper überwand die Qualen, seine gesunde Natur siegte über die tödtliche Erschöpfung.

Das waren bittere Stunden, trübe Tage, welche jetzt über die Bewohner des Moosrütihofs hereinbrachen. Vreneli gönnte sich selber keine Ruhe. Mehr als zwei Mal war Peter dem Tode nahe und wartete es ihm zum Ende. Es härmte sich dabei ab und lebte wieder auf, als die Krankheit sich zum Bessern wendete. Es konnte dem Peter Alles thun, denn er war jetzt so sanft und still geworden, wie er nie gewesen. Er sprach mit Vreneli stundenlang von seiner Vergangenheit und der Zukunft, worin er Alles nachholen und besser machen wolle, was er früher versäumt und gefehlt habe. Aber es ging lange, lange bis der arme Peter wieder aufkam. —

Die heißen Sommermonate waren endlich vorüber. Und wie im Feld die Ernte gelb geworden im Strahl der heißen Sonne, so ward im Feuer der Geduld und im Schmelztiegel der Prüfung auf dem Moosrütihof ein Herz reif, das schon der Fäulniß verfallen schien, aber dazu bestimmt war, noch Frucht zu bringen. Kühler strich der Nachtwind über Felder und Wälder; die Mauerschwalben waren schon auf der Fahrt nach ihren Winterquartieren, die Hausschwalben sammelten sich und übten sich schaarenweise im Flug, um ihnen bald nachzufolgen. Die Zeit der Stallfütterung war für das Vieh vorüber; der Klang der Heerdeglocken auf den Weiden tönte an=

muthig und wehmüthig zugleich an das Ohr des Wanderers, als wär' es das Grabgeläute der noch in allen Farben prangenden, aber bald hinwelkenden Natur. An einem Herbsttage war's, daß Peter Christen wieder zum ersten Mal mit seiner Frau auf der Bank vor dem Hause saß und sich der lieben Sonne und des Kuhgeläutes nicht minder als seiner Genesung freute. Er hatte ein hölzernes Bein, das er noch nicht gar besonders geschickt zu gebrauchen wußte. Er konnte nicht mehr zu Acker fahren, denn sein Stelzfuß ging zu tief in die Erde; er konnte nicht mehr Tannen fällen im Wald und keine Musterungen mehr mitmachen, — aber Christen hatte das Laster der Trunksucht abgelegt! Die Scholle seines verhärteten Gemüthes war umgepflügt von jenem Ackersmann, der lauter guten Samen streut in die Herzen der Menschen, und in seinem künftigen Leben ging eine Saat auf, die davon Zeugniß gab, daß auch das Herz des Bösewichts sich zu ändern und zu bessern vermag. Christen hatte seit Monaten einen Meisterknecht einstellen müssen, dem er einen ordentlichen jährlichen Lohn ausrichtete; aber weil er nun zu Hause blieb und überall nachsah und leichtere Arbeit selber verrichten half, so gedieh ihm jetzt Alles. Er verbesserte seinen Hof binnen kurzer Zeit um das Doppelte und kaufte auch einige veräußerte Grundstücke wieder zurück. Vreneli war glücklich; erst jetzt sah es alle die frühern muthwilligen Vorspiegelungen und Versprechungen Christens zu wirklichen Erfüllungen geworden. Und als nach Jahr

und Tag der holden Mutter ein frischer und gesunder Knabe lächelnd die Händchen entgegenstreckte, da platzte es mit kindlicher Offenheit heraus: „Es ist doch fast ein Glück gewesen, Peter, daß Du das Bein gebrochen hast.“ „Ja“, fügte Christen weich hinzu, „in jener Nacht wurden meinem alten Menschen die Todesglocken geläutet; in jener Nacht habe ich mir diesen Stelzfuß, aber damit ein besseres Herz und ein neues Leben geholt!“ —

Die Rose vom Thunersee.

Novelle.

Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig gehen
Die Wolken drüber her.

„Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen
Und Nebel weit umher.“

Ludwig Uhland.

Der Mond erhellt matt das Meer. In langsamen Wogenschlägen rollen die dunklen Gewässer durch eine schmale Bucht des östlichen Schottlands herein, welche auf beiden Seiten mit ihrem ganzen Wellensaum die ausgedehnten Ländereien des reichen Lord Nottingham bespült. Nach und nach durchbricht der stille Wanderer am nächtlichen Himmel das silberne Haufengewölk im Westen, in das er allerlei sonderbare und kühne Schattirungen hineintuscht; im Hintergrund der gegenüberliegenden Küste enthüllt er eine vom Abendnebel halb umschleierte Hügelreihe und gießt diesseits sein kaltes Licht auf einen jener großartigen, durch Parkanlagen, Schloß und Oekonomiegebäude verschönerten Landsitze aus, wie sie in alten Zeiten selbst Könige nicht besaßen, während sie heut zu Tage jeder Börsenspekulant zu eigen nimmt, wenn es ihm einfällt, daß das Grün der Wiesen in Schottland tiefer und kräftiger sei als im Süden, und daß es hier ein friedlicheres und ruhigeres Dasein gebe, als an den Ufern der Themse, wo „vier Welten lärmend ihre Schätze tauschen.“

Auf einer kleinen Anhöhe des diesseitigen Ufers steigt aus einem Wald von grünen Gebüschen, Eichen- und Kastanienhainen ein festes, halb in altgothischem, halb in arabischem Styl erbautes Schloß empor. Von seiner höchsten Zinne flattert im Wind in die Nacht hinaus eine mächtige Fahne; durch die erleuchteten Hallen aber schlägt Saitenklang und Festgebraus, die mit einander wetteifernd den eintönigen Wellengesang der nahen Küste übertönen. Lord Nottingham feiert seine zweite Hochzeit!

Wir gehen am Schlosse vorüber und wenden uns dorthin, wo sich am südlichen Abhang im Umkreis von beinahe einer Meile ein mit allem Luxus der englischen Hortikultur ausgestatteter Garten erstreckt. Links, die Scheibe des Mondes verdeckend, steht die Schloßkapelle, in den edelsten Formen erbaut, von Silberpappeln und Cypressen umrauscht. Dicht daneben liegt ein neuer Grabstein, aus weißem Marmor gehauen, ohne weiteren Schmuck, nur von einem einfachen Kreuz überragt; ringsum ein Rasengrund, der den Sammetteppich einer Königin beschämen könnte. Hier schläft Nottinghams erste Gattin.

Am Grabstein hingestreckt ruht eines jener englischen Windspiele, die von der Liebhaberei der Großen des Landes nicht selten mit dem Preis eines Bauerngutes aufgewogen werden. Es ist ein Stück jener wunderbar beweglichen und gelehrigen Rasse, die den Kopf des Adlers, in den schönen Wellenlinien ihres Laufes aber den sanften Gang des menschenfreundlichen Delphins hat. Zu dieser Zeit indessen, wo das edle, blendend weiße Thier, immer noch

in stolzer Haltung, aber abgehärmt, abgemagert und von der feuchten Nachtluft durchschauert im Grase liegt, würde Niemand in ihm mehr den kostbaren Hund seiner Herrin wieder erkannt haben, den einzigen, letzten Freund einer Gebieterin, die an dessen Treue und schönen Formen sich noch ergötzte, als ihr Herz sonst an Nichts mehr in der Nähe hing, als es nur noch wehmüthig der fernen Heimat entgegenschlug, den lieblichen, paradiesischen Ufern des Thunersees im schönen Schweizerlande! — —

Dort war die Rose aufgeblüht, die vor kaum einem Jahr an der einsamen Küste Schottlands verwelkte, ein Weib, um das jeder Fürst den Lord Nottingham beneidet hätte, wenn es ihm gelungen wäre, mit einem spähenden Blick die Schutzwehren zu durchbrechen, welche die Eifersucht des blondhaarigen Sohnes Albions auf Schloß Roseberry um seine Gattin aufwarf. Lady Nottingham hatte dieses Geschick nicht verdient, und ihrem Gatten stund doch eine so reiche Fülle von Glücksgütern zu Gebot, um die junge Frau im schönsten Genusse ihres blühenden Daseins zu erhalten!

Nottingham leitete seinen Stammbaum ab von den kühnen Genossen Wilhelms von der Normandie. Seine Vorfahren hatten in jenen Zeiten des Einfalls des tapfern Herzogs in England große Besitzungen an sich gebracht, welche im Laufe der Jahrhunderte in Folge des Majoratsrechtes dem Lord als Ganzes verblieben und nie auf eine plebejische Art zerstückelt worden waren. Wie hier in der Umgegend von Roseberry, so weit das Auge reichte,

Alles das Eigenthum Seiner Herrlichkeit ausmachte, so gab es in England vielleicht noch ein halb Dutzend Grafschaften, in deren Gebiet man meilenweit reiten konnte, ohne auf der einen Seite der Landstraße etwas Anderes zu sehen, als die Staketen, welche die Parke und Ländereien Lord Nottinghams zum Schutze gegen lästige Eindringlinge, gegen Gau- und Strauchdiebe und wohl auch gegen die Wilderer umsäumten. Im Schatten dieser Riesenhaine hatten seine Ahnen zur Zeit, wo die Reisesucht noch keine Krankheit bei ihnen geworden, ihre Lustgänge gemacht; unter diesen gigantischen Bäumen, deren Gruppen so recht jenen schönen malerischen Charakter angenommen, den man den historischen zu nennen pflegt, hatten sie Jahrhunderte lang ihre Rosse getummelt und in den Marmorhallen ihrer Schlösser, wenn der Meth nicht mehr behagte, bis zum Ueberfluß im köstlichsten Safte Burgunds gezecht.

Aber jede Zeit hat ihre eigenen Passionen. Lord Nottingham war ein Mann von vierzig Jahren, der um seiner Reiselust willen und aus Liebe zu seinen antiquarischen Streifereien auf seinen Sitz im Parlament verzichtet hatte. Was galten ihm all die schönen Reden über die brennenden politischen Fragen der Gegenwart, über Englands Machtstellung, über die Wahrung seines Uebergewichts zur See? Eine in Pompeji ausgegrabene Lampe, ein Stück von einem antiken Mosaikboden, ein Taufbecken aus dem vierzehnten Jahrhundert, eine Versteinerung aus den Alpen oder irgend ein mißgestalteter,

zerbrochener Topf aus einem der damals noch nicht entdeckten drei Zeitalter der ehemaligen Pfahlbauer galt ihm mehr als die hinreißendste Philippika Robert Peel's für den Freihandel, mehr als eine demüthigende Niederlage Palmerstons gegenüber dem wachsenden Einfluß der Tory's. Als Hagestolz hatte er sorglos gelebt und sich mit einer wahrhaften Neuigkeitswuth in allen Ländern und Meeren herumgetrieben, wo immer er einen Fang für seine antiquarischen Museen, für seine mineralogischen Sammlungen zu machen hoffte. Seine Einkünfte wurden dadurch nicht verringert; im Gegentheil, er hätte jedes Jahr der Krone von dem, was ihm übrig blieb, ein paar Millionen zur Abtragung der Staatsschuld behändigen können, ohne zu bemerken, daß seine Chatoulle dadurch stark erleichtert werde.

Es war im dritten Dezennium dieses Jahrhunderts, daß die Geognosie durch die Gelehrten Leopold v. Buch, Alexander v. Humboldt, Usteri, Rengger, Escher von der Linth u. A. ein Interesse zu gewinnen anfing, das bald auf die gebildeten Klassen der Gesellschaft sich übertrug. Die Wanderungen in die Hochgebirge Europa's boten in dieser Hinsicht die reichste Ausbeute und Lord Nottingham war nicht der letzte, der von den großartigen Fortschritten dieser Wissenschaft Kunde bekam. Er faßte in Folge davon den Entschluß, mehrere Jahre hintereinander die Schweiz zu bereisen und führte denselben auch sofort aus.

Als eines der ersten Mitglieder des englischen Alpen-

klubs kletterte er jetzt beinahe jeden Sommer an den gewaltigen Gebirgsstöcken des Graubündner und Berner Oberlandes herum, klopfte mit dem Hammer an ihren Gesteinen und beobachtete die Gletscher in ihren grotesken Gestalten und in ihrem langsamen Fortrücken. Mit dem Uebermuth der Gemse stieg er über stotzige Felswände, schwebte, der kleinen, grauen Fluhlerche zum Trotz, von einem schimmernden Grat zum andern und ließ sich hierauf, müde von seinen Fahrten und mit allen Siebensachen beladen, wieder in die grünen Hochebenen und Maiensäße herab zu den aus Gletscherquellen getränkten Seeen und den schmucken Dörfern der Thalschaften, um daselbst zu einem neuen Abenteuer in den Bergen sich anzuschicken.

Das Bergsteigen war übrigens nicht die einzige Leidenschaft Nottinghams. Er zeigte, wie die meisten seiner reisenden Landsleute, auch ein großes Interesse für die Kunst, insbesondere für die Malerei. So kam es, daß er in Folge eines jener unberechenbaren Zufälle, welche sich später nicht selten zu Lebensbestimmungen und Schicksalen gestalten, für einige Zeit bei dem Landschaftsmaler Herbst auf dessen kleinem Gütchen bei Thun sich ansiedelte. Herbst, der früh seine Gattin verloren, hatte eine Tochter, die sein einziges Kleinod ausmachte. Nottingham sah diese Perle nicht sobald, als er sich auch sofort in den Kopf setzte, der Besitz dieses Edelsteins überwiege den Erwerb aller möglichen andern Steinarten der Gebirge um ein Bedeutendes. Bald hatte er sich

in das Herz des Alten eingenistet. Er durchblätterte dessen Kunstmappen, sprach mit ihm Stunden und Tage lang über die Malerei und bereitete ihm durch den Ankauf einiger größerer Gemälde eine sorgenfreie Gegenwart. Später hatte er bei ihm zu malen angefangen, hatte ihn auf seinen kleinen Exkursionen zur Auffindung reizender Gesichtspunkte oder eines schönen Baumschlages oder hübsch sich verlaufender Berglinien begleitet und mit großer Selbstverleugnung nicht selten den Diener und Handlanger gemacht, wenn sie an einer Stelle den Malerschirm aufschlugen, um der unerschöpflichen Mutter Natur rasch einen ihrer originellsten Gedanken, eines ihrer flüchtigsten und seltensten Kolorite mit dem Pinsel zu entreißen.

Durch all' diese Aufmerksamkeiten hatte Nottingham nach und nach das Vertrauen auch der Tochter gewonnen. Marie war wirklich eine Perle, nicht blos an körperlicher Schönheit, sondern auch an Geist und Gemüth. Wäre sie ein ganz gewöhnliches Mädchen gewesen, Nottingham hätte sie vielleicht eine Zeit lang umschwärmt und sie dann, wie manche Andere, verlassen; aber das war ihm je länger je weniger möglich. Die Tochter des Malers malte selber auch, vor Allem Blumen, und mit reizender Naturtreue. In ihrer ländlichen Einsamkeit hatte sie zugleich einen feinen Sinn für das Schöne in der Literatur ausgebildet; sie urtheilte mit richtigem Geschmack und mit liebender Auffassung des Originellen. Kein Wunder, wenn der Engländer sich bis über die

Ohren in ihre Augen und ihre Gestalt vergaffte. Marie vereinigte auch in ihrem äußern Wesen in nicht gewöhnlichem Maße die edlen Formen, die man mit Recht an den Frauen des Oberlandes bewundert; ihr Gesicht trug die stolzen Züge jener kalten, plastischen Schönheit, welche die Phantasie des Künstlers als das Höchste verehrt und die, wie die Majestät der Schneegebirge von einer klaren Lenzsonne, nur vom Strahl der Liebe übergossen zu werden braucht, um eine Fülle von Hoheit und hinreißender Gewalt zu offenbaren, vor der jedes Herz sich öffnet und vor der es mit einem gewissen Gefühl von Andacht stille steht.

Nottingham hatte anfänglich seine Neigung zu bemeistern gesucht. Jene Ader des aristokratischen Selbstgefühls, die in allen seinen Vorfahren mächtig geschlagen, hatte eine kurze Zeit stärker in ihm pulsirt; es war das aufwachende historische Gewissen, das ihn bisweilen quälte. In diesen Stunden riß er sich los und schweifte einsam und allein in den schönen Umgebungen Thun's umher; aber nicht um ruhig zu werden, sondern nur um aus den Stricken der einen Zauberin in die der andern zu fallen. Hatten ihn dort Mariens Augen mit magischer Gewalt angezogen, so schaute ihn hier die Natur groß und reizend an. Aber diese in saftigem Grün versteckten Häuser, diese terrassenförmig ansteigenden Gärten, diese fürstlichen Villen auf beiden Ufern des See's, die in traumhafter Versunkenheit sich im silbernen Spiegel der ruhigen Fluth beschauten, die Silberkronen der Bergriesen

im Hintergrund und der ganze Zauber einer wundervollen Luftfärbung vermochten ihn nicht auf die Länge zu fesseln. Was half es ihm, wenn er hinter den alten, mit Schießscharten versehenen Mauern des Schlosses Oberhofen, dessen Wälle mit hundertjährigem Epheu überwachsen und dessen Gräben in Gärten umgewandelt sind, eifrig auf eine neue Fahrt nach dem Chamouny sann? Oder was hatte er dessen für Gewinn, wenn er auf einem andern Ausflug auf das linke Ufer am Ausfluß der Aare den romantischen Riesenbau der Schadau bewunderte, die, von gigantischen Bäumen umschattet, in Rhododendren-, Azaleen- und Rosengebüschen gebettet, wie die Alhambra zu ihren Füßen den schläfrigen Sommer wiegt, während dicht über ihren Zinnen das Stahlkleid des ewigen Winters drohend hereinblitzt? Ein Blick an den schiefen Kegel des Niesen hinüber, an den gewaltigen Gletscher der Blümlisalp, oder weiterhin auf den Silbergipfel der Jungfrau, der Königin des Oberlandes, konnte wohl für einen Augenblick die Lust nach einer neuen Gletscherfahrt in ihm rege machen; aber im nächsten Moment dachte er wieder an die Jungfrau im Thal, an die Königin des eigenen Herzens.

Wer einmal die lieblichen Ufer des Thunersees gesehen, vergißt diesen Anblick nicht so leicht wieder; der Engländer aber konnte noch viel weniger den Anblick der Rose vergessen, die in dieser paradiesesduftigen Einsamkeit aufgegangen war und jetzt sein ganzes Sinnen und Denken erfüllte. Die Heftigkeit und die Stärke des in

ihm lebenden Gefühls ließen ihn endlich in einem raschen Entschluß die Kluft überspringen, die zwischen ihrer und seiner Erziehung, zwischen ihrer und seiner Lebensweise lag. Er warb um Marien und der Vater legte die Hand des einzigen Kindes mit Thränen der Wehmuth und der Freude in diejenige Nottinghams.

Ein Gefühl von Ehrfurcht und Dankbarkeit für die ihrem Vater bezeugte Theilnahme mochte das Erste und Nächste sein, was Marie zu ihrem nunmehrigen Gatten hingezogen hatte. Aber es war noch etwas Anderes, was sie bestimmte, in dieser Weise über die Zukunft zu entscheiden. Jahre waren vergangen, seit Gustav Linder, der Sohn eines geachteten Beamten in Thun, um ihretwillen im Streit einen Nebenbuhler tödtlich verwundet und in Folge davon sich stehenden Fußes flüchtig gemacht hatte. Sie hatte den kühnen, hübschen Jüngling geliebt! Ihm gehörte ihr Herz, aber er war spurlos verschwunden und lebte vielleicht nicht mehr; denn nie war eine Kunde von ihm in die Heimat gedrungen. Marie hatte viel gelitten; jetzt wollte sie mit dieser verlornen Liebe völlig brechen, um innerlich einmal zur Ruhe zu kommen.

Auch bei dem Lord war es noch etwas Anderes, als die augenblickliche Heftigkeit der Neigung, was ihn zur Werbung getrieben: es war ein gewisser Stolz, über mehrere andere Anbeter Mariens, die durchaus den gesunden und kräftigen Typus hochgemuther Oberländer an sich trugen, zu siegen, und nicht weniger auch der verlockende Gedanke, in der Malerstochter eine Rarität

von Schönheit zu besitzen, jene Sucht, um theures Geld etwas Besonderes zu haben oder zu erwerben, — eine Leidenschaft, die von der Sonderbarkeit englischer Laune stets die ergiebigste Nahrung empfängt. —

Herbst blieb auf seinem Landgütchen bei Thun zurück, als Nottingham mit seiner jungen Gattin abreiste. Die beiden Neuvermählten wollten zuerst eine längere Reise durch Frankreich machen, ehe der Lord seine Frau auf seine Besitzungen nach England heimführte. Marie war glücklich, als sie zum ersten Mal mit Nottingham die großartige Natur ihres eigenen Vaterlandes kennen lernte. Erst jetzt konnte sie begreifen, warum Britten, Franzosen, Russen und Deutsche für Geist und Körper auf diesen Höhen und in diesen Thälern Heilung und Gesundheit suchen. Erst jetzt, als sie, vielleicht für lange, von ihm Abschied nehmen sollte, trat ihr die Herrlichkeit des Vaterlandes, traten ihr die Erinnerungen aus seiner Geschichte lebendig vor die Seele. Sie war stolz, ein Kind der schönen Schweiz zu sein und mit einer stillen Wehmuth, die sie sich in ihrem Glück nur halb eingestehen wollte, sagte sie dem grünen Rhein bei Basel Lebewohl, um auf französische Erde hinüberzutreten und durch Frankreich ihrem Gatten nach England zu folgen.

Ein Jahr war seither vergangen. Die Hochzeitsreise hatte nicht weniger als drei Vierteljahre in Anspruch genommen und die übrigen Monate waren darauf verwendet worden, um die Besitzungen des Lords jenseits des Kanals flüchtig in Augenschein zu nehmen. Dann

ging es wieder außer Landes. Nottingham fand das, außer den Annehmlichkeiten, welche auf diesem Wege seine Lieblingsneigungen befriedigten, zugleich billiger, da der ständige Aufenthalt reicher Engländer in ihrem eigenen Vaterlande für sie, der enormen Steuern wegen, fast theurer ist, als das Reisen im Ausland.

In ruheloser Hast lernte Marie an der Seite ihres Gemahls die Welt kennen, nicht ihre Noth und ihr Elend, nein, ihren Firniß, ihre glänzende Außenseite. Im Nu flogen die Küsten, die Berge und Thäler vor der rastlosen Wanderlust des Britten dahin. Alles wurde mit Genauigkeit nach dem obligaten rothen Buche in der Hand einen Augenblick festgehalten und im andern wieder fahren gelassen; Städte, alte Schlösser, Ruinen wurden mit skrupulöser Gewissenhaftigkeit durchlaufen und durchstöbert. Aber Marie, wenn sie auch anfangs an einer Monate langen Reise ein gewisses Behagen gezeigt, fand doch immer weniger Geschmack an dem Wettrennen, das der Gemahl ihr bereitete. Ihr Geist verlangte nach einer gewissen Entzogenheit, in der sie sich wieder finden, sich auf sich selbst besinnen könnte; um den Schwerpunkt des Gemüthslebens nicht zu verlieren, bedurfte sie der Ruhe, des Friedens am häuslichen Herde. Ein schönes Kunstwerk, eine liebliche Gegend, eine anmuthige Aussicht konnten ihre Seele einen vollen halben Tag erfüllen und beschäftigen; das Jagen aber nach ewig neuen Eindrücken, die sie nicht zu verarbeiten vermochte, das Sammeln von Neuigkeiten, Wunderbarkeiten, Sonderbarkeiten, wodurch

der Schädel ihres Gatten zu einer antiquarischen Raritätenkammer und sein Gehirn zu einem Theater für lebende Bilder wurde, die eines nach dem andern im Nebel wieder verschwammen, wurde ihr nach und nach zuwider; es erzeugte eine Leere in ihr, die sie früher nie empfunden hatte. Indessen betrachtete sie diese unweise Sucht Nottingham's als Etwas, das sie nun einmal nicht ändern könne und begnügte sich damit, bald in scherzhaft humoristischer Weise sich darüber auszulassen, bald eine einsame Stunde auf ihren Zimmern sich zu erbeten.

Der Lord hatte ein zu feines Gefühl, als daß er den ganzen tiefen Unterschied in der Denk- und Lebensweise seiner Frau im Verhältniß zu der seinigen nicht herausgefunden hätte. Aber er begriff ihn nicht. Daß seine Frau lieber zu Hause saß, als daß sie mit ihm in den Straßen der Städte herumwanderte, um sich von dem Pöbel begaffen zu lassen, erweckte in ihm nur die Kehrseite seiner frühern leidenschaftlichen Gefühle für Marie, Mißtrauen und, besonders seit Marie einst ein paar Worte von ihrem frühern Verhältniß zu Gustav Linder hatte verlauten lassen, eine von Tag zu Tag sich steigernde Eifersucht. Wer je dies grünäugige Scheusal kennen gelernt hat, das wie ein Vampyr am übervollen Herzen nagt und ihm sein bestes Blut aussaugt, der wird ermessen, welch' traurige Tage jetzt anfingen Beiden den Horizont des Glückes zu verfinstern. Dem bedeutungslosesten Blick, dem harmlosesten Wort gab Notting-

ham eine ungeahnte Beziehung. Er fing an, wie ein Geizhals seinen Schatz zu hüten; mit Argusaugen wachte er über Marien's Schritte und Tritte. Ja, es kam vor, daß er nach der Ankunft in einer Stadt seine Frau auf ihre Zimmer abschloß, um den Reichthum der Merkwürdigkeiten und der antiquarischen Schätze des Ortes allein anzusehen und wie es ihm eben einfiel, nach ein paar Stunden schon wieder abzureisen. Seine sonderbare Liebe wurde in dieser Weise für die Gattin recht eigentlich zum Kerkermeister. Marie duldete, anfangs mit Widerspruch, später willenlos. Indessen konnte Niemand wissen, ob sich nicht diese Spannung nach einiger Zeit doch wieder gehoben hätte, wäre nicht bei ihrem Aufenthalt in Neapel ein Zufall eingetreten, welcher Nottinghams unseliger Leidenschaft neue Nahrung und seinem bisherigen grundlosen Mißtrauen einen scheinbaren Stützpunkt gab.

Der Mai war zum zweiten Mal zurückgekehrt und die Natur im Süden Italiens längst mit jener verschwenderischen Fülle erwacht, welche bei wenig Thätigkeit den Menschen mehr gibt, als das Bedürfniß erheischt, und dabei für das Auge eine Pracht entfaltet, die nur wenige, ganz vertrocknete Herzen unberührt läßt. Auch Nottingham schien den beseelenden Hauch eines neuen Lebens zu empfinden und Marie gab sich der Hoffnung hin, daß bald Alles sich wieder zum Bessern wende! Aber der Blitz, wo er als loher Strahl vom Himmel fällt, fragt nicht, wen er treffe, und das Schicksal hat

kein Erbarmen, wenn es durch einen launischen Zufall die Einen zermalmt, indem es die Andern erhebt. —

Seit einiger Zeit hatten mehrere starke Erderschütterungen und eine stete, dichte Rauchwolke über dem Vesuv den nahen Ausbruch des Vulkans wahrscheinlich gemacht. Nottingham wollte das Schauspiel in der Nähe genießen und hatte deßwegen mit mehrern Bekannten eine Streiferei nach dem unruhigen Krater des Berges angetreten. In zwei Tagen wollten sie von dieser unheimlichen Fahrt wieder zurück sein. Das Wetter war das köstlichste. Ein wolkenloser, schwarzblauer Himmel wölbte sich über Land und Meer, ein sanfter Wind hob die Flaggen der Gondeln im Golf; Ischia und Capri lächelten, vom Abendroth der sinkenden Sonne vergoldet, wie die Inseln der Seligen herüber. Lady Nottingham hatte sich, angelockt von dieser wundervollen Aussicht, in Gesellschaft mehrerer Damen am ersten Tag der Abwesenheit Nottinghams in einer großen Barke eine Strecke weit in's Meer hinausrudern lassen. Bei ihrer Rückkunft stand der Wagen bereit, der sie aufnehmen und nach ihrem Hotel bringen sollte.

Der Tag neigte sich eben zu Ende, als Marie aus dem Fahrzeug in den Wagen stieg. Im Süden tritt nach dem Untergang der Sonne die Nacht fast plötzlich und ohne Dämmerung ein. Es mag sein, daß Nottinghams Kutscher irgendwo zu tief in's Glas geguckt, und daß eben dieser Umstand ihm für einen Augenblick das Vermögen der für einen Kutscher nöthigen

Perspektive geraubt hatte, indem Licht und Schatten der Gegenstände im Momente nicht im richtigen Verhältniß in die camera obscura des Wagenlenkers fielen, — genug, er merkte es nicht, daß er beim Ausweichen auf einem größern Platze mit der Radfelge dem am Boden liegenden Stier eines Landmanns aus Capua zu nahe kam und ihn blutig verwundete. Das gereizte Thier schoß wie ein wilder Büffel empor und verletzte mit seinen langen Hörnern eines der Pferde, so daß das Gespann scheu wurde und in rasendem Galopp gegen eine der königlichen Kasernen zurannte, welche in der Entfernung von einigen hundert Schritten mit breiter Front sich erhob. Noch vor Erreichung dieses Zieles wurde der Kutscher vom Sitz geschleudert und an einem Eckstein ein Rad zerschmettert; der Wagen konnte jeden Augenblick in Trümmer gehen. Plötzlich machten die Pferde, von der nervigen Faust eines Wachtoffiziers im Zügel ergriffen, Halt. Im nächsten Moment hatte die Hand eben dieses Offiziers den Kutschenschlag aufgerissen und Marie lag halb ohnmächtig in seinen Armen. „Marie!“ rief er, da sie nach ein paar Sekunden die Augen wieder aufschlug, und „Gustav!“ flüsterte sie mit zitternden Lippen, als sie in ihrem Retter den alten Freund, den Sohn des heimatlichen Oberlandes wieder erkannte!

Die nächsten Stunden fanden sie in vertraulichem Gespräche in Nottingham's Wohnung. Was sie sich hier unbehorcht im Geheimen erzählten, wissen wir nicht. In

Gustav schlug die alte Flamme mit Leidenschaft empor. Aber er war nicht mehr derselbe, wie vor Jahren in der Heimat; das rauhe Militärleben hatte in den Ausdruck seines Gesichtes jene gemeinen Züge eingezeichnet, die man durchgehends bei einer entarteten Soldateska zu treffen gewohnt ist. Dennoch klang seine Stimme in Mariens Ohr wie süßer Heimatlaut, und indem ihre Phantasie den gegenwärtigen Eindruck Gustavs mit den zarten Erinnerungen ihrer ersten jungen Liebe überhauchte, übersah sie, daß in seinen Augen ein unheimliches, düsteres Feuer brannte und daß sein Blick manchmal wie durchbohrend an der Zimmerthüre hing. Fürchtete er die Zurückkunft des Lords, oder hatte er in Gedanken mit seiner Pflicht zu kämpfen, die ihn als Offizier der Wache auf seinen Posten rief?

Sonderbar, aber nach einigen Minuten trat Nottingham wirklich in's Zimmer. Während des Ausfluges nach dem Vesuv hatte der Ausbruch des Kraters mit Heftigkeit begonnen und zwar so, daß die ausgeworfene Lava die Umgegend wie ein glühendes Meer überfluthete und verheerte. Unter diesen Umständen hatten Nottingham und seine Gefährten ihre Rückkehr mit Eilfertigkeit bewerkstelligt. Wie erstaunte er, zu dieser späten Stunde seine Frau in einem vertraulichen tête à tête mit einem fremden Offizier zu finden! Seine Wuth kannte keine Grenzen. Er nahm keine Belehrung an, — er war ganz von der Besinnung verlassen. Er wollte den frechen Eindringling mit einer von der Wand gerissenen Pistole

erschießen und hätte es vollbracht, wäre nicht Marie ihm in den Arm gefallen. Wir beschreiben die Szene nicht weiter. Es kam schließlich zu einer Forderung auf Pistolen die der Lord annahm; Morgens früh sollte das Duell bei einem bekannten Pinienwäldchen außerhalb der Stadt vor sich gehen.

Gustav entfernte sich ohne Händedruck, aber mit einem schmerzlichen Blick auf Marie, mit einem Blick voll tödtlichen Hasses auf den Engländer.

An diesem Abend schienen die Herzen Mariens und Nottinghams sich für immer getrennt zu haben. Am Morgen war der Lord zwar ruhiger; aber er ließ sich nicht davon abbringen, seinem gegebenen Wort gemäß den Spaziergang auf Leben und Tod zum Pinienwäldchen anzutreten. Es war nicht nöthig. Noch ehe er den Fuß vor die Thüre gesetzt, brachte ein Soldat der Garde ein Billet mit der Aufschrift der Lady Nottingham und der Erklärung, dasselbe werde ohne Zweifel Licht verbreiten über den Tod des Offiziers der Wache von dieser Nacht, der beim Einbruch des vorigen Abends sich von seinem Posten entfernt und dann, zurückgekehrt, gegen Anbruch des Morgens sich eine Kugel durch den Kopf gejagt.

Der Eindruck dieser Nachricht auf Nottingham und seine Gattin war ein verschiedener. Jener war erschüttert und sehr kleinlaut, Marie leidenschaftlich heftig. Ihre ganze Weiblichkeit empörte sich über den ihr von Nottingham angethanen Schimpf, der nun gewissermaßen zu

einem öffentlichen wurde, und obgleich sie fühlte, daß Gustav Linder ihrer während seiner mehrjährigen Abwesenheit unwürdig geworden, so weinte sie ihm doch heiße Thränen nach. Gustav hatte wegen Vernachlässigung seines Postens von der Militärbehörde Degradation zu erwarten gehabt, wobei die Lebensrettung der Lady wahrscheinlich nur als Milderungsgrund der Strafe in Betracht gefallen wäre; aber sein eigener Zustand, den er bei Marien plötzlich wie durch einen glänzenden Spiegel inne geworden war, verbunden mit der Hoffnungslosigkeit seiner Liebe, hatte ihn (so schrieb er der Geliebten) noch stärker dem Tode zugetrieben, als der Gedanke an die Entweihung der militärischen Ehre.

Nottingham und Marie hatten sich nach ihrer Abreise von Neapel freiwillig auf eine unbestimmte Zeit getrennt. Der Lord hatte dem geknickten Weibe die Erlaubniß ertheilt, eine Weile in stiller Zurückgezogenheit auf Schloß Roseberry in Schottland zu leben. Er selbst konnte seine Wanderlust nicht zügeln. Ein paar Wochen hatte er in Schottland zugebracht; dann mußte er wieder hinaus, Menschen und Länder zu sehen.

Marie fühlte sich in der ländlichen Abgeschiedenheit ruhiger. Hier hatte sie Muße, mit Verstand und Sinn dem kleinsten Ding, das sie interessirte, ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Sie durchschritt die herrlichen Parke und ergötzte sich an den großen Gärten des Schlosses, ihren tiefgrünen Rasenplätzen und ihren schattigen, wohlriechenden Gebüschen. Sie malte bisweilen im Freien

und im Zimmer, sie las, — aber sie konnte doch nicht glücklich werden! Den Dienstleuten des Lords erschien sie als ein Engel; ihr tiefes Leid hatte sie mild und stille gemacht.

Nottingham schweifte fern im baltischen Meere, in der Krim, in Konstantinopel und an den schwarzen Felsenufern des Nils herum. Außer einem kostbaren Windspiel hatte er seiner Gattin kein Zeichen einer besondern Aufmerksamkeit zurückgelassen; kein Pfand der Liebe hatte ihren Bund geheiligt. Dagegen hatte er die gemessensten Befehle ertheilt, daß außer seinen Pächtersleuten Niemand ohne besondere Erlaubniß des Verwalters das Schloß betrete.

Der freundliche Hund, der sich fast mit der Empfindung eines Menschen an seine Herrin anschmiegte, hatte Marien manche trübe Stunde erheitert. Er war ihr stündlicher Gesellschafter, ihr Freund geworden, mit dem sie plauderte und scherzte und dem sie in kindlicher Naivetät mit streichelnder Hand bisweilen seufzend Etwas von ihrem Vaterland erzählte. Dann horchte der Hund, als ob er ihre Klage verstehe und legte seinen schönen Kopf trauernd an das Kleid von Nottingham's Gattin.

Im Herbst erhielt Marie die Nachricht von dem plötzlichen Tod ihres Vaters. Sie mußte sich gestehen, daß sie erst jetzt unaussprechlich unglücklich sei. Wie eine gewaltige, Alles verzehrende Flamme schlug die Sehnsucht nach der Heimat aus ihrem Herzen. Im nächsten Frühling wollte sie zurückkehren, koste es was es wolle; aber die Arme hatte ja Niemanden mehr dort, dem ihre Pulse

stärker entgegenpochten. Und nun fing sie selber an zu kranken. Sie härmte sich ab, sie welkte hin, und als der Herbstwind die letzten braunen Blätter von den Bäumen wirbelte, da war auch sie zur Ruhe gegangen, im Garten neben der Schloßkapelle. Der Winter kam; aber erst der Frühling brachte Nottingham zurück.

Der Lord trauerte nicht lange. Im nächsten Herbst feierte er auf den ausdrücklichen Wunsch seiner neuen Braut, einer reichen und anspruchsvollen Dame vom reinsten englischen Adel, auf eben dem Schlosse, wo Marie, die Rose vom Thunersee, ihre letzten Monate in Einsamkeit hingebracht hatte, die zweite Hochzeit.

Mariens Windspiel war den Winter über im Hause gehalten worden. Als der Frühling gekommen, schien sonderbarer Weise mit dem Aufleben der Natur auch die Treue des Hundes zu erwachen; jede Nacht lag er neben dem weißen Marmorstein und dem Kreuz im Garten. Im Laufe des Sommers schwand er mehr und mehr zusammen, denn er nahm immer weniger Nahrung zu sich, und als der goldene Tag nach Nottinghams Brautnacht von den Wellen des Meeres zurückgespiegelt wurde, da lag der arme Hektor todt neben dem vergessenen Grabe seiner einstigen Gebieterin.
